Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 41 — **Marburg i. H., den 12. Oktober** — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Lausch in den Abend, lausch in den Morgen — Weltoffenes Christentum — Caspar Schwenckfeld. Schluß — Ein Briefwechsel über die Jesusfrage der Gegenwart. Erstes Stück — Der 36. Kongreß für Innere Mission — Die Freunde der Christlichen Welt in Goslar — Im Herzen von China. 3 — Literaturbriefe: 35. Carl Hauptmanns Napoleon — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lausch in den Abend, Lausch in den Morgen

Lausch in den Abend, lausch in den Morgen,
Ueberall erlauschest du Gott.
Mittags und mitternachts fühlst du sein Sorgen,
Allen Gespenstern und Trollen zu Spott.
In Erden und Sternen, im Gras und im Moos —
Seine Hände sind hier und dorten groß.

Im rinnenden Regen, im spinnenden Tau,
Wenn Stürme vom Himmel niederstürzen,
Wenn die wehenden Winde über der Au
Ihren Atem mit süßen Düften würzen —
Du machtest den Tau, und Du machtest das Meer,
Auf Gewölk wie auf Brücken gehst Du einher.

Du riefst uns hervor aus der brodelnden Nacht,
Du schufest die Geister, die wir nicht kennen,
Du hast uns strömende Kräfte gebracht,
Die wir mit suchenden Namen benennen.
Wir wissen — und mühn uns doch in Pein —
Im Rat der Dinge nicht aus noch ein.

Doch die heiße, selige Sehnsucht ins Licht
Hast du brunnentief uns ins Blut gegraben.
Entschleire das Letzte, entschleire es *nicht* —
Es ist unser, wenn wirs in der Sehnsucht haben.
So bist Du unser, du ewiger Gott,
Ueber Leben und Sterben, über Welt und Tod!

Gustav Schüler

Weltoffenes Christentum

So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge. Eph. 2, 19.

Warum sollten wir ein solches Wort, wenn es sich auch zunächst auf die Stellung der Heidenchristen zur judenchristlichen Urgemeinde bezogen hat, nicht auf unser Verhältnis zu Natur und Welt anwenden? Wenn wir Gottes Hausgenossen sind, dann können wir uns unmöglich mehr irgendwo fremd fühlen, wo Gott waltet und der Odem seines Geistes weht.

Die Natur ist uns das aufgeschlagene Gesetzbuch Gottes. Nicht ein Strafgesetzbuch, sondern das große Dokument der Ordnung, die hier unverbrüchlich gilt und sich allerdings von unsrer Willkür nicht stören oder beiseite schieben läßt, ohne daß wir schmerzlich genug die ganz von selbst eintretenden Folgen unsrer Auflehnung zu spüren bekommen.

Der Leipziger Chemiker Ostwald hat kürzlich in seinen Monistischen Sonntagsbetrachtungen dem Christentum deswegen das Todesurteil gesprochen, weil es mit äußerlichen Forderungen und einem despotischen „Du sollst!“ an die Menschen herantrete, und er hat im Gegensatz zu dieser knechtischen Moral eine neue Sittlichkeit gepriesen, die ganz auf die unverbrüchlichen Gesetze der Natur aufgebaut werden müsse. Das ist eines der ärgsten Mißverständnisse des Evangeliums, die mir vorgekommen sind. Im Gegensatz zum Christentum wird ein sittliches Grundgesetz aufgestellt, das nirgends klarer, vielseitiger, ergreifender ausgesprochen worden ist, als in den Worten Jesu. Weshalb sonst hat er denn seine Gleichnisse der Natur und dem schlichten Menschenleben entnommen, als damit wir die Forderungen der Sittlichkeit als Gesetze des geistigen Lebens erkennen, die ganz ebenso gelten wie die Naturgesetze und deren Mißachtung sich gerade so natürlich und notwendig rächt, wie wir es bei diesen wahrnehmen? Nur das können wir zur Entschuldigung des dem Christentum angetanen Unrechts anführen, daß es allerdings Christen gegeben hat und heute noch gibt, die über ein äußerliches „Du sollst“, und wenn das, so doch über einen ihren Neigungen und Wünschen entgegentretenden „kategorischen Imperativ“ nicht hinausgekommen sind. Allein nicht an den Gästen und Fremdlingen ist abzusehen, was als Konstitution im Reiche Gottes gilt, sondern an den Bürgern und Hausgenossen.

Ebendarum, weil wir eine tiefe innere Verwandtschaft fühlen zwischen den in der Natur und im Reiche des Geistes gültigen Gesetzen, fürchten wir uns auch keineswegs vor der Naturwissenschaft und den Gesetzen, die sie entdeckt hat oder noch entdecken wird. Ganz im Gegenteil. Wo immer wir herausgerissen werden aus dem zerstreuenden Vielerlei der Dinge und Ereignisse, um das wunderbare Reich der Gesetze zu erkennen, das sich wie ein vom Sternenglanz durchflutetes Firmament über der Welt der Erscheinungen wölbt, und wo immer wir hinter diesen Gesetzen den großen Gesetzgeber erfühlen, dem sich unsre Seele willig beugt und vertrauensvoll überläßt, da wissen wir uns als Bürger und Hausgenossen Gottes, dessen Größe der im Winde schwankende Halm verkündet, und dessen Ferne, wo wir irgend Ordnung und Gesetz oder, was das nämliche ist, Geist und Vernunft spüren, so greifbar nahe kommt, daß wir ihn überall fühlen und finden können.

Nun ist es uns auch kein Bedürfnis mehr, in diese von Gott geordnete Natur eine zweite Welt hineinzudenken, die sich von jener dadurch unterschiede, daß die dort geltenden Gesetze hier durchbrochen würden. Mag es sich mit den Wundern der Vergangenheit wie immer verhalten, wir bejahen die Führung des Gottes, der uns in eine gesetzlich geordnete Welt hineingestellt hat. Wir müßten fürchten, dem Vater zu entlaufen, wollten wir uns anstellen, als ob er sich in dieser naturgesetz-

lichen Wirklichkeit nicht deutlich und ergreifend genug offenbaren könne. Damit leugnen wir nicht die übernatürliche Welt. Vielmehr werden uns alle natürlichen Dinge transparent und hinter ihnen sehen wir die Sonne Gottes, die alles mit ihren Strahlen durchleuchtet und mit ihrer Glut durchloht. Zum unvergleichlichen Kunstwerk wandelt sich uns die natürliche Welt. Nicht die Leinwand, nicht die Farben und Pinselstriche fesseln unsere Aufmerksamkeit, sondern der geistige Inhalt, der den Stoff zu seinem Mittel gemacht hat, spricht zu unsrem Geiste, und wir sind glücklich darüber, daß wir Bürger und Hausgenossen Gottes sind, deren Lebenselement der Geist ist, von dem wir und alle Kreaturen Wesen und Wert erhalten haben.

C G

Caspar Schwenckfeld

7. Stellung zum Täufertum und zum Spiritualismus

Daß Schwenckfeld innerlich mit Luther so gut wie nichts gemein hat, bedarf nach dieser Darstellung keines Wortes. In welchem Verhältnis aber steht Schwenckfeld zu den übrigen Hauptrichtungen der damaligen Zeit, insbesondere zu den Täufern und Spiritualisten? Bei der Erörterung dieser schwierigen Frage gehen wir am besten aus von einer Gegenüberstellung von Spiritualismus und Täufertum.

Man hat bisher diese beiden Richtungen nicht scharf genug unterschieden. Die gemeinsame Opposition der Spiritualisten und Täufer gegen Rom und die Reformation hat es verhindert, daß beide Richtungen in der Geschichte ganz rein auseinandertreten. Am besten lernen wir den konsequenten Spiritualismus kennen, wenn wir die Schriften Hans Dencks, Johann Bünderlins, Christian Entfelders, Sebastian Francks, D. V. Coornherts studieren. Die Frage, bis zu welchem Grade Luther selbst zu den Spiritualisten zu rechnen ist, ist gar nicht so leicht zu beantworten.

Erkenntnisprinzip und Erkenntnisnorm für das Täufertum ist der Schriftbuchstabe, für die Spiritualisten das geistliche Schriftverständnis oder das gänzlich von der Schrift abgelöste „innere Wort".

Das ethische Prinzip des Täufertums ist die buchstäblich verstandene Moral der Bergpredigt, das „neue Gesetz", welches das Eidschwören, Kriegführen usw. verbietet. Auch die Spiritualisten reden von einem „neuen Gesetz", das für die Gläubigen gilt, aber sie meinen damit das Gesetz, das nach der Verheißung des Propheten von Gott in die Herzen geschrieben ist. Sie sind Antinomisten, sie folgen nicht dem äußeren, sondern dem inneren Gesetz, sie stehen unter der unmittelbaren Leitung des Geistes. Sie verwerfen die knechtische, buchstäbische Deutung der Bergpredigt. Die äußere Tat ist ihnen nichts, die Gesinnung alles.

Besonders deutlich tritt uns der Unterschied zwischen täuferischer und spiritualistischer Auffassung entgegen in der Lehre von der Kirche. Die Täufer sagen: Die wahre Kirche ist sichtbar. Sie wird begründet durch Bundschließung. Bundeszeichen ist die Erwachsenentaufe. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen. Das Kennzeichen der Heiligkeit ist vollkommene Gesetzeserfüllung. Die Gemeinde der Heiligen wird durch strenge Kirchenzucht in ihrer Reinheit erhalten. Zugehörigkeit zur wahren sichtbaren Kirche ist Bedingung der Seligkeit. Es ist Pflicht eines jeden wahren Christen, sich dieser äußeren Gemeinschaft anzuschließen. Die Bußzucht wird ausgeübt durch Majoritätsbeschluß oder durch einstimmigen Beschluß der versammelten Gemeindemitglieder. Die Täufer sind Gegner der Kindertaufe, 1. weil der ausdrückliche Befehl Christi, die Kinder zu taufen, fehlt; 2. weil die Taufe nicht ein Gnadenmittel, sondern ein sichtbares Zeichen der Bundschließung des Menschen mit Gott ist. Dem unmündigen Kinde fehlt die zum Abschluß eines solchen Bundesvertrags erforderliche Geschäftsfähigkeit.

Demgegenüber lehren die Spiritualisten: Die wahre Kirche ist unsichtbar. Sie wird nicht erkannt an äußeren Zeremonien, wie Taufe und Abendmahl oder Wortverkündigung. Sie wird nicht konstituiert durch den äußeren Zusammenschluß von — wenn auch noch so heiligen — Menschen. Sie war vorhanden seit Anbeginn der Welt. Sie hat zu ihrem Gründer und König nicht den äußeren, sondern den inneren Christus, zu ihrem Gesetz nicht das äußere, sondern das innere Wort. Der Herr ist Geist! Zur wahren Kirche gehören auch die frommen Heiden. Zur wahren Kirche gehören alle, die den Geist haben. Die Zugehörigkeit zu einer sichtbaren Kirche ist nicht erforderlich. Die Gläubigen stehen mit Christus und unter einander in einer unmittelbaren inneren Gemeinschaft. Vor der Welt sind sie verborgen, nur Gott bekannt. Höchstens erkennen sie sich einander an dem gleichen Geist. Kirchenzucht ist kein untrügliches Mittel, die Heiligen von den Unheiligen zu scheiden. Ebensowenig darf der Buchstabe der Schrift und des Bekenntnisses zur objektiven Norm für das wahre Christentum gemacht werden. Das äußere Wort bedarf der Auslegung durch das innere Wort. Nur der Besitz des Geistes befähigt uns, die Geister zu unterscheiden. Das gegenseitige Verketzern und Bannen ist unchristlich, es entspringt dem Wertschätzen der äußeren Zeremonien, des äußeren Bekenntnisses, des äußeren Buchstabens, und kann Hand in Hand gehen mit völligem Mangel an dem heiligen Geist. Die Majorität hat immer Unrecht, denn von jeher sind die wahren Christen in der Minderheit. Die Spiritualisten kennen nur die Geistestaufe. Sie verwerfen entweder die Wassertaufe — sei es als Kinder- oder Erwachsenentaufe — gänzlich oder erklären sie doch für eine gleichgültige äußere Zeremonie ohne jede Gnadenwirkung und ohne jede Bedeutung für die Zugehörigkeit zur wahren unsichtbaren Kirche.

Ferner: die Täufer begründen ihren Protest gegen die Verfolgungen, denen sie seitens der Obrigkeiten wegen ihres Glaubens ausgesetzt sind, mit der prinzipiellen Verwerfung der obrigkeitlichen Strafgewalt. Auch für die Obrigkeit gilt nach ihnen das Liebesgebot der Bergpredigt. Das Naturrecht ist für sie identisch mit der Moral der Bergpredigt, sie übernehmen damit die Auffassung der mittelalterlichen Sekten. Teilweise durchbrochen ist diese Auffassung bei den Täufern durch den Einfluß chiliastischer Gedanken. Den Heiligen wird für die Gegenwart das göttliche Mandat zugeschrieben, vor Errichtung des tausendjährigen Reiches die Rache Gottes an den Gottlosen mit dem Schwerte zu vollziehen. In dem zukünftigen Gottesreiche soll dann erst die Moral der Bergpredigt als Staatsgesetz und individuelles Gebot gelten.

Die Spiritualisten begründen ihren Protest gegen die Verfolgungen um des Glaubens willen auf andere Weise. Nämlich erstlich aus der Natur des Glaubens. Der Gläubige steht unter einem höheren Gesetz als unter dem äußeren Gesetz der Obrigkeit. Für ihn gilt nur das Gesetz des Geistes, der Liebe, der Freiheit. Die Obrigkeit muß dieses höhere Gesetz als eine Schranke ihres Natur- oder Vernunftrechts respektieren. Ihr fehlt die Fähigkeit und die Legitimation, um geistliche Dinge zu richten. Sie hat nur in weltlichen Dingen zu gebieten. Sie darf die Grenzen ihres Mandats nicht überschreiten.

Ferner aus der Unmöglichkeit, äußere Normen für den Glauben aufzustellen. Der Buchstabe der Schrift ist keine geeignete Norm. Der Text ist stellenweise unsicher, die Uebersetzungen von einander abweichend. Der Buchstabe der Schrift ist widerspruchsvoll, „seine Klauen sind gespalten", ihr Sinn ist daher zweifelhaft. Es gibt keine andere autoritative Schriftauslegung als die des Geistes, der Geist ist aber nicht an den Buchstaben der Schrift gebunden. Auch die Bekenntnisschriften der Kirchen sind keine geeignete Norm. Jede Kirche schreibt ihrem Bekenntnis allein die Wahrheit zu und verwirft die Bekenntnisse der anderen Kirchen. Welche äußere Instanz soll mit Sicherheit entscheiden, welches Bekenntnis das rechte ist? Etwa die Theologen? Die am allerwenigsten, denn der Hauptfehler der kirchlichen Bekenntnisse ist ja gerade, daß sie nicht bei der Schrift bleiben, sondern über sie hinausgehen, mit andern Worten: daß ihnen Theologie, d. h. menschliche Vernunft, beigemengt ist.

Endlich aus der Unmöglichkeit, mit äußerem Zwang den falschen Glauben auszurotten:

Ketzerei ist ein geistliches Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken. Es ist aber allein das Gotteswort da, das tuts, wie Paulus sagt 2. Kor. 10, 4: „Unsere Waffen sind nicht fleischlich, sondern mächtig in Gott"... Man kann auch in weltlichen Sachen nicht mit Gewalt fahren, es sei denn das Unrecht zuvor mit Recht überwunden... Was hilft dirs denn, so du Ketzerei in dem Herzen stärkst und nur auswendig auf der Zunge schwächst und zu Lügen dringst? Gottes Wort aber, das erleuchtet die Herzen, und damit fallen denn von ihnen selbst alle Ketzerei und Irrtümer aus dem Herzen. (Luther.)

Sehr interessant ist auch das verschiedene Urteil der Täufer und Spiritualisten über die Wiederaufrichtung der Kirche in der Reformationszeit. Die Täufer sagen: Die wahre Kirche, die Gemeinde der Heiligen, der Leib Christi, war in der apostolischen Zeit sichtbar. Sie ist nach dem langen Abfall wieder aufgerichtet worden durch die Täufer, und zwar genau nach dem Muster der apostolischen Gemeinden, das für alle Zeiten maßgebend ist. — Die Spiritualisten dagegen sind anderer Meinung. Die wahre Kirche ist zu allen Zeiten unsichtbar. Eine sichtbare Kirche, Gottlose, Heuchler und Heilige umfassend, bestand in der apostolischen Zeit. Nach ihrem Verfall bedarf es zu ihrer Wiederaufrichtung eines besonderen göttlichen Auftrags, ferner müssen die Begründer der neuen reformierten Kirche durch Wunder den apostolischen Beweis des Geistes und der Kraft erbringen. Gegenwärtig ist die sichtbare Kirche „in der Wüste" nach Offenb. Joh. 12, 6. Den gegenwärtigen Kirchen und ihren Aemtern fehlt jede göttliche Autorität. Nur zur freien Prophezei sind die gegenwärtigen Christen berechtigt. Aber selbst wenn eine sichtbare Kirche bestände, wäre der Anschluß an sie keine Bedingung der Seligkeit, da es ja allein darauf ankommt, ob man zur unsichtbaren Kirche gehört. Die sichtbare Kirche ist mit ihren äußeren Ordnungen und Zeremonien „Puppenwerk". Die Gotteskinder brauchen das nicht mehr, so wenig wie das geschriebene oder gepredigte Wort.

Vielleicht dürfen wir über den Unterschied von Täufertum und Spiritualismus auch noch Folgendes sagen. Das Täufertum hat ein (demokratisches) Verfassungsprinzip: die believers' church; es ist sozial interessiert, neigt zu Kommunismus, zeichnet sich aus durch Fürsorge für Arme, Kranke, Waisen, hat sogar besondere kirchliche Aemter für diese Zwecke, Diakone und Diakonissen oder Witwen. Es verbindet sich leicht mit sozialen Zeitströmungen. Dagegen ist es arm an selbständigen Ideen. Es hat keine eigentliche Heilslehre. Diese wird entweder von der Mystik (Vergottung) oder von dem mittelalterlichen Sektentum (Nachfolge Christi im buchstäblichen Sinne) übernommen. Es steht dem Calvinismus (Brownismus) näher als dem Luthertum.

Der Spiritualismus hat grundsätzlich kein Interesse an äußeren Verfassungsformen. Der Geist ist an keine Formen gebunden, alle Formen lassen sich vergeistigen. Von chiliastischem Optimismus weit entfernt neigt der Spiritualismus meist (eine Ausnahme bildet Coornhert) zu tiefem Pessimismus. Die Welt liegt im Argen, an ihr ist nichts zu bessern. Eine müde, resignierte Stimmung bleibt zurück von den vergeblichen Versuchen. Das soziale Interesse erlischt. Im Grunde hat der Spiritualismus kein religiöses Gemeinschaftsideal. Für ihn handelt es sich im letzten Grunde nur um Gott und die Seele. Wo es zur religiösen Gemeinschaftsbildung kommt, wie bei den Kollegianten und im Quäkertum, ist dies nur möglich unter starken Anleihen beim Täufertum. — Der Spiritualismus steht Luther und dem Humanismus nahe. Er ist eine Weiterbildung der mittelalterlichen Mystik unter Aufnahme der antiken Anschauung vom Logos spermatikos (vom Logos als in die Welt ausgestreutem Samen). Deutlich zeigt sich der Uebergang zum Rationalismus. Der reine Spiritualismus löst sich — bei Coornhert — von der Verbindung mit der Mystik. Zuletzt sinkt er herab zum dialektischen Kunstgriff, um die Vertreter der statutarischen Religion ins Unrecht zu setzen.

Schwenckfeld steht in fast allen Fragen im Gegensatz zum Täufertum auf der Seite der Spiritualisten. Seine Gedanken über Gott und Kreatur, Bild und Wesen, äußeres und inneres Gesetz, Geist und Schrift, äußeres und inneres Sakrament, sichtbare und unsichtbare Kirche hat er im wesentlichen von den Spiritualisten — auch Luthers Kirchenidee ist stark spiritualistisch beeinflußt — übernommen. Er unterscheidet sich von den Spiritualisten durch seinen Versuch, den äußeren Sakramenten, der äußeren Kirche und der Predigt aus gläubigem Munde einen etwas höheren Wert als den alttestamentlichen Zeremonien und dem Dienst des Buchstabens beizumessen. Besonders wichtig ist seine Abweichung von den Spiritualisten inbezug auf das „innere Wort". Das innere Wort ist nach ihm nicht der durch den Sündenfall unverlorene göttliche Keim im Menschenherzen, „das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt", sondern vielmehr das ewige fleischgewordene Wort, das in den kreatürlichen Menschen, sofern er zur Seligkeit vorherbestimmt ist, in einem gewissen Zeitpunkt seines irdischen Lebens eingeht und eine neue Kreatur aus ihm macht. Aus den folgenden vier Gründen nennt Schwenckfeld die Meinung von der Einwohnung des Wortes Gottes in allen Menschen eine Lästerung Christi:

Dieweil Gottes Wort nichts Anderes ist weder Christus Joh. 1, 8. Apocal. 19, so würde folgen, wo mans in alle Menschen wollte stellen, daß Christus im alten Fleisch, ja ins Teufels Tempel müßte wohnen und mit den gottlosen Gliedern des Satans (wider 2. Kor. 6) würde Gemeinschaft haben, welches je ganz schwer und lästerlich wäre zu hören.

Zum Andern würde folgen, daß nicht der ganze Mensch in Adam wäre verdorben, weil ihm noch so ein herrlicher Teil der himmlischen Pflanzung des Worts Gottes im Herzen wäre überblieben. Was folgte weiter? Daß Christus nicht für den ganzen Menschen hätte gelitten noch einen neuen Menschen in ihm selber hätte geschaffen.

Zum Dritten, daß die Wiedergeburt nicht vom Himmel, von oben herab, ganz wäre, sondern es wäre ein Teil derselbigen zuvor im Menschen.

Zum Vierten, das Wort Gottes wäre ohne Geist, ohne Kraft und Leben in den Gottlosen, welches doch unmöglich.

Aber in Summa: es heißet solch Ding Philosophia. Daher stellen sie den pelagianischen freien Willen wider die Gnade Gottes, sagen, daß alle Menschen einen guten freien Willen haben.

Hier können wir deutlich sehen, eine wie beherrschende Stellung in Schwenckfelds Gesamtanschauung die physische Erlösungslehre einnimmt. Die Summa seines Katechismus nennt er selbst die Bibelstellen 1. Mose 1—3, 1. Kor. 15 und Ev. Joh. 6. Die spiritualistischen Elemente treten demgegenüber in den Hintergrund. In Schwenckfelds Anschauung von der unsichtbaren und sichtbaren Kirche kreuzen sich spiritualistische und täuferische Einflüsse. Am meisten verwandt ist ihm die Auffassung des späteren englischen Kongregationalismus. Er stimmt insbesondere darin mit den Kongregationalisten überein, daß er nicht in jeder beliebigen Versammlung von Gläubigen (wie Luther), sondern erst in einer mit apostolischen Aemtern, Bußzucht usw. ausgestatteten größeren Gemeinschaft eine rechte äußerlich versammelte Kirche anerkennt, in welcher allein die äußeren Sakramente gefeiert werden dürfen. Es ist endlich hinzuweisen auf die Uebereinstimmung zwischen Schwenckfeld und Thomas Münzer in manchen Punkten. Ob nicht die bei Luther gelegentlich auftretende Anschauung von der Nährung des Auferstehungsleibes durch den Abendmahlsgenuß auf einer Beeinflussung durch Schwenckfeld beruht, wäre auch zu überlegen.

Caspar Schwenckfeld hat nur einen kleinen Kreis von Anhängern gefunden. Die Nachwirkung seiner Gedanken jedoch scheint in Holland und England, vielleicht auch in Deutschland, größer gewesen zu sein, als wir bis jetzt zu überschauen vermögen. Es wäre sehr wichtig, wenn sich für manche Lieblingsideen der pietistischen Kreise, wie z. B. von der durchheiligenden Kraft des Blutes Christi, der Zusammenhang mit Schwenckfeld und letztlich mit der altkatholischen physischen Erlösungslehre nachweisen ließe. Daß diese Gedanken auch in einzelnen Stellen des Neuen Testaments durchklingen, soll nicht bestritten werden. Wenn aber diese der hellenistischen Mystik verwandten Anschauungen, wie bei Schwenckfeld, in den Mittelpunkt der ganzen Erlösungslehre gestellt werden, so können wir darin nur eine Rückbildung zu einer von Luther und den anderen Reformatoren überwundenen Stufe der Religion sehen. Das Wort Fichtes gilt auch Schwenckfeld: „Alle Schwärmerei ist und bleibt am letzten Ende Naturphilosophie."

Theodor Sippell

Ein Briefwechsel über die Jesusfrage der Gegenwart

1. Eine Kritik

Aus der Theologischen Rundschau, Jahrgang 14, Heft 5, Seite 250 f.

Einen zusammenfassenden Ueberblick über die modernen Jesusbilder — erinnernd an Weinels „Jesus im neunzehnten Jahrhundert", aber viel weniger originell — hat Jordan für den Leserkreis der Biblischen Zeit- und Streitfragen gegeben. Er will ganz unabhängig von jeder Autorität, auch der der Kirche und der Schrift, rein wissenschaftlich seine Untersuchung führen und beginnt daher mit einer Widerlegung der im Laienvolke ja noch immer festsitzenden Inspirationsvorstellung. Nun behandelt und kritisiert er der Reihe nach den mythischen Jesus (Bauer, Kalthoff, Smith, Jensen — Drews war noch nicht erschienen), den kranken Jesus — hier führt er aus, daß das Urteil der Feinde, er ist besessen, keineswegs für uns bedeuten kann: er war wirklich geisteskrank, daß visionäres Erleben nicht absolut krankhaft sein müsse und daß Jesus allerdings bei seinem hohen Selbstbewußtsein, wenn er nur Mensch war, ein Schwärmer gewesen sein müßte, der unter die pathologischen Gestalten der Geschichte einzureihen wäre — den veralteten Jesus — hier polemisiert Jordan gegen Nietzsche, Hartmann und Haeckel; der Grundgedanke hätte hier ernster genommen und ausführlicher dargelegt und zurückgewiesen werden müssen, — den buddhistisch-asketischen Jesus — indischer Einfluß ist unwahrscheinlich; tatsächlich ist der Pessimismus und die Askese Jesu von anderer Art und Begründung als im Buddhismus, — den sozialen Jesus — Jesus ist religiös-ethisch, nicht sozial interessiert, daher nicht vorbildlich für die Lösung unserer sozialen Probleme — und den sittlich-religiösen Führer Jesus, d. i. den Jesus der modernen Theologie, der aus einer Kombination unberechtigter Quellenkritik und moderner Dogmatik herauswächst — all den Verirrungen wird zum Schluß „Jesus" entgegengestellt, wie er voraussetzungslos aus den Quellen wirklich hervortritt, eine Person, in der wirklich und wahrhaftig die göttliche Liebe in die Welt gekommen ist und die in der Kraft Gottes auf dieser Erde lebte und wirkte.

Nur die beiden letzten Abschnitte in dem klar geschriebenen Heft erwecken ernste Bedenken. Richtig ist zwar, daß der Jesus der liberalen Theologie in manchen Gestaltungen modernisiert erscheint, also nicht der geschichtliche Jesus sondern ein idealisierter Gegenwartschristus ist. Aber gegen die Quellenkritik weiß Jordan nichts wirklich Stichhaltiges einzuwenden und er verschweigt, daß gerade die moderne Theologie ihren eigenen Tendenzen entgegenarbeitend und ihre eigene Position erschwerend, aus Gründen der Ehrlichkeit auch das Fremdartige, Allzumenschliche, zeitgeschichtlich Bedingte bei Jesus entdeckt hat: hätte er dies bedacht, so würde er auch in seinem Schlußkapitel mehr als bloße Worte gegeben haben. Die schwierigsten Probleme liegen in dem, was Jordan eingangs S. 19 streift, aber hier an entscheidender Stelle übergeht. . . .

---

2. Der Briefwechsel

Erlangen, 28. Mai 1911

Sehr geehrter Herr Dr. Windisch!

Mit ein paar Zeilen möchte ich Ihnen danken für die Zusendung Ihres Sonderdrucks aus der Theologischen Rundschau. Freilich da wäre viel zur Ergänzung und zur Kritik zu sagen. Sie geben einen „idealisierten Gegenwartschristus" in manchen Gestaltungen der liberalen Theologie zu und wollen dessen Voraussetzungen, die falsche Handhabung angeblich historischer Maßstäbe, nicht zugeben. „Gegen die Quellenkritik" erinnere ich mich kein einziges Wort gesagt zu haben, wohl aber gegen die angeblich historische Quellenkritik in weiten Kreisen liberaler Theologie. Ich bedauere, daß Sie nicht versucht haben, einen einzigen Grund gegen diese Stellungnahme geltend zu machen. Und dann noch eins: Das Wort „verschweigt" schiebt die Kritik aus dem Wissenschaftlichen in das Persönliche hinüber. Wenn das ein Herr H. in der „Evangelischen Freiheit" oder in einem Kaplansblättchen schreibt, so nehme ich das nicht tragisch, denn die Rezensionen stehen dann unter dem Gesichtspunkte der Kirchenpolitik. Ich meine aus Ihren bisherigen Veröffentlichungen die Fähigkeit erkannt zu haben, über die engen Zäune der kirchlichen Partei hinauszusehen. Ich meine, nur auf diesem Wege können wir vorwärts kommen, sowohl in der Wissenschaft wie in der Kirche. Da wäre noch viel gegen Ton, Inhalt und Form unserer theologischen Kritik zu sagen.

Ihre Sendung hat diese kritischen Bemerkungen veranlaßt als Antikritik der Kritik gegenüber. Aber ich wollte nicht schweigen. Nehmen Sie meine Worte nicht übel! Es wird mich freuen, wenn wir auf ähnlichen Gebieten arbeitend in rein sachlicher Weise einmal die Klingen kreuzen werden.

Mit verbindlichem Gruß — Ihr H Jordan

* *

Leipzig, 29. Mai 1911

Sehr geehrter Herr Professor!

Haben Sie Dank für Ihre offene Antikritik. Mir ist es immer lieb solch eine Rückäußerung zu hören, weil ich den Wunsch habe, gerecht zu urteilen und nur auf diese Weise auf etwaige Versehen aufmerksam werden kann. So habe ich aus Ihrem Schreiben ersehen, daß ich das Wort „verschweigt", auch wenn ich es ganz harmlos meine — als einfache Konstatierung eines Tatbestandes — nicht so ohne weiteres brauchen kann, weil es leicht mißverstanden wird und verletzend wirkt, was ich natürlich bedauere. Ihre Ausführungen würden mich treffen, wenn ich gemeint hätte: Sie hätten den betreffenden Punkt unerwähnt gelassen, um selbst einer Schwierigkeit damit enthoben zu sein, also absichtlich und bewußt. Daß ich das nicht habe sagen wollen, zeigt Ihnen schon die folgende Wendung „hätte er dies bedacht". Im Uebrigen kommt mir allerdings auf die Sache hier sehr viel an. Ich finde, daß unsere kritische Jesusforschung mit dem Wort „Modernisierung" doch nur einseitig gezeichnet wird; ebenso wichtig ist, daß sie das Zeitgeschichtliche aufgedeckt hat, und da liegt eine Schwierigkeit, von der die positive Theologie ebenso sich gedrückt fühlen sollte wie die liberale. Das habe ich sagen wollen.

Eine Rechtfertigung der historischen Quellenkritik konnte ich in meinem Referat kaum geben; das verbot mir der Raum; Sie haben sich ja auch mit ganz allgemeinen Bemerkungen begnügt.

Es hat mir fern gelegen, die Kritik aus dem Wissenschaftlichen in das Persönliche hinüberzuschieben. Ich habe nur ein Wort gebraucht, was — für sich isoliert — in diesem Sinn ge(miß)deutet werden konnte. Ich würde mich freuen, wenn Sie dies anerkennen wollten und danke Ihnen nochmals, daß Sie mir Gelegenheit zur Aussprache gegeben haben.

Mit verbindlichstem Gruß — Ihr Hans Windisch

* *

Erlangen, den 30. Mai 1911

Sehr geehrter Herr Dr. Windisch!

Für Ihre Zeilen vom 29. Mai sage ich Ihnen meinen besten Dank. Durch Ihre Erklärung, daß Sie das Wort „verschweigt" als reine Konstatierung gemeint haben, ist für mich das persönliche Moment aus unserer Auseinandersetzung ausgeschieden. Nach wie vor bedauere ich, daß die Dinge nun schwarz auf weiß gedruckt stehen; und bei dem allgemeinen Sprachgebrauch von „verschweigen" im Sinne von „wissentlich mit etwas zurückhalten", verstärkt dadurch, daß im selben Satze von der „Ehrlichkeit" des Gegners die Rede ist, wird der, der unsern Briefwechsel nicht kennt, die Dinge nicht anders verstehen können, als meine Freunde und ich es aufgefaßt haben. Ein von den theologischen Gegensätzen unberührter Unparteiischer wird Ihnen diese Auffassung als die naheliegende bestätigen können.

Sachlich hätte ich natürlich nun viel zu sagen, aber zu einem ausgedehnten Briefwechsel über diese Dinge wird Ihnen ebenso wie mir die Zeit mangeln. Darum nur wenigstens ein paar Worte. Ich muß dabei einsetzen bei Ihren Worten: „eine Rechtfertigung der historischen Quellenkritik konnte ich in meinem Referat kaum geben". Ich meine, dann müssen Sie auch dem rezensierten Buche zubilligen, daß es auf engstem zur Verfügung stehenden Raume nicht erschöpfend von den Dingen reden konnte; und wenn Sie die Seiten 89—104 ansehen, so meine ich, daß doch auf engem Raume eine ganze Menge Wichtiges

über die moderne Theologie zusammengestellt ist. Aber weiter, wie kommen Sie nur darauf, daß Sie mir gegenüber „die historische Quellenkritik rechtfertigen" wollen. Man macht es sich auf Ihrer Seite recht leicht; entweder man sagt, wir dächten ja wie die liberale Theologie, oder aber, wir wären gegen historische Kritik. Bitte lesen Sie noch einmal S. 11—12 meines Heftes, dann können Sie wirklich nicht mehr gegen mich die „historische Kritik" verteidigen wollen. Das Beweisthema ist nicht die „historische Quellenkritik", sondern die „innerhalb weiter Kreise der liberalen Theologie geübte angeblich historische Kritik". Ich verweise Sie dafür z. B. auf S. 100—101, wo ich z. B. auf Wredes Messiasgeheimnis exemplifiziert habe, überhaupt auf die Anschauung vom Selbstbewußtsein Jesu in liberalen Kreisen. Viele von Ihren Freunden geben jetzt zu, daß Wredes Kritik nicht rein historisch-kritisch war. Wrede ist nicht die liberale Theologie, das ist gewiß; glauben Sie wirklich, daß die Dinge bei Bousset oder Weinel anders liegen? Man braucht garnicht erst zu Albert Schweitzer zu gehen, um dieses Zugeständnis auf liberaler Seite zu finden, daß es mit der haltbaren historischen Quellenkritik dort erheblich hapert; Weinels letzte Schrift ist trotz ihres siegesgewissen Tones in erheblichem Maße eine Chamade. Sie weisen daraufhin, daß auch die Rechte von Modernisierungsversuchen Jesu nicht freigeblieben ist. Das habe ich ja ausdrücklich S. 101 gesagt! Wenn Sie aber etwa ein Buch wie Barths Hauptprobleme, dessen Stellungnahme mir sehr sympathisch ist, oder etwa Ihmels, Wer war Jesus? ansehen, können Sie da wirklich von Modernisierung Jesu reden? Ich glaube, das ist nicht gut möglich. Und noch eins. Daß die moderne Theologie das „Zeitgeschichtliche an Jesus" aufgedeckt habe, diese Behauptung halte ich beinahe für ebenso anfechtbar, wie die, daß „die künstlerische Kultur unserer Tage die Poesie des Evangeliums Jesu entdeckt habe"; so zu lesen bei Vietor im „Suchen der Zeit" 1911, S. 118. Ich würde mich getrauen die These zu verteidigen, indem ich beide Male statt „entdeckt" „verdeckt" schriebe. Doch da müßte ich in historische Erörterungen eintreten; mündlich würde sich das viel besser erledigen.

Hunzinger war eben bei mir und läßt Sie grüßen.

Mit verbindlichem Gruße

Ihr sehr ergebener H Jordan

* *

Leipzig, 18. Juni 1911

Sehr geehrter Herr Professor!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief mit seinen mir wertvollen Bemerkungen. Nur einiges Wenige möchte ich jetzt darauf erwidern.

Wenn ich von historischer Quellenkritik und ihren Resultaten redete, so meinte ich den Nachweis, der mir unbedingt sicher zu stehen scheint, daß die Evangelien Geschichtliches und Legendarisches oft unlöslich verbunden enthalten — ich denke dabei nicht bloß an Wundergeschichten —, daß die Herrenworte — wie es garnicht anders denkbar ist — bis zu ihrer schriftlichen Fixierung mancherlei Veränderungen und Zusätze erfahren haben, und daß namentlich der vierte Evangelist den Mut gehabt hat, eigene religiöse Erfahrungen und Erkenntnisse in Christusworte umzusetzen; endlich daß die sich steigernde Verehrung Jesu bei diesem ganzen Prozeß als wichtiger Faktor mitgewirkt hat. Das sind Sätze, deren Richtigkeit ich selbstverständlich immer wieder zu prüfen habe, die sich mir aber bisher immer wieder und immer sicherer bestätigt haben.

Mit Ihnen stimme ich darin überein, daß sich auch die Kritik von jedem Versuch der Modernisierung des Jesusbildes und von jedem Eintrag unberechtigter Vorurteile frei zu halten habe, und daß Männer wie Bousset und Weinel wirklich auch in wichtigen Punkten ihre Anschauung mit der Anschauung Jesu in unzulässiger Weise verknüpft haben — ich denke namentlich an die Stellung zum Messiasproblem. Andrerseits muß ich freilich noch einmal darauf hinweisen, daß es doch die moderne Jesusforschung gewesen ist, die mancherlei Dinge aufgedeckt hat, die uns wie Ihnen gleicherweise unbequem sind oder sein müßten, und daß es neben liberalen Forschern gerade auch positive Exegeten waren und sind, die sich durch fragwürdige Erklärungen um diese Zugeständnisse herumzudrücken suchen — ich denke hier an den Dämonenglauben, die Anschauungen vom Alten Testament, die Eschatologie, die Erwartung des nahen Weltgerichts. Daß diejenigen Theologen, die mit Jesus an die mosaische Abfassung des Pentateuchs, an Dämonen, an ein nahes Endgericht u. A. glauben, dem historischen Jesus näher stehen, als wir, gebe ich gern zu.

Ihre letzte paradoxe These, daß die moderne Theologie das Zeitgeschichtliche an Jesus verdeckt habe, vermag ich ohne Erläuterung nicht zu begreifen. Vielleicht verteidigen Sie sie einmal irgendwo öffentlich.

Mit verbindlichstem Gruße

Ihr ergebener Hans Windisch

(Fortsetzung folgt)

Der 36. Kongreß für Innere Mission

1

Vor zwei Jahren schloß der Bericht der Christlichen Welt über den Kongreß für Innere Mission in Stuttgart mit den Worten: es waren schöne, bedeutungsvolle Tage; und wir hoffen, daß die Innere Mission den Schritt, den sie vorwärts und in die Weite getan, nicht zu bereuen haben wird. Heute können wir bestätigen, daß diese Hoffnung sich erfüllt hat. Und wieder waren es schöne und bedeutungsvolle Tage, die wir in Stettin verlebt haben. Wie wohltuend war es uns, nach all dem Streit und Leid im kirchlichen Leben des letzten Jahres sich hier auf einem Boden zu begegnen, wo man nur das eine gemeinsame Ziel kannte, dem Reiche Gottes zu dienen. Wenn vor zwei Jahren die Innere Mission der modernen religiösen Freiheit die Hand entgegenstreckte, so hat sie die auch in diesem Jahre nicht zurückgezogen. Es waren wohlabgewogene Worte, wenn am Begrüßungsabend D. Dryander ausdrücklich aussprach: In dieser Zeit, wo in unsrer evangelischen Kirche die Gegensätze hart auf einander stoßen, muß der Kirche jeder Ruf zur Einheit willkommen sein. Eine Formel für sie zu prägen, wäre ein vergebliches Bemühen. Der Weg, wo wir uns finden, muß die gemeinsame Arbeit sein. In ihr liegt das unausgesprochene verborgene Losungswort, das auch solche eint, die mit ihrem Verstand vergeblich nach einer gemeinsamen Formel suchen würden. Das war ein Programm, und es war besonders bedeutsam, es aus diesem Munde zu hören.

Wohl zitterte auch auf dem Kongresse der kirchliche Streit noch nach. Und einer der Referenten, Professor D. Kühl, konnte es sich nicht versagen, der modernen Theologie seinen Absagebrief zu schreiben. Wernle und Foerster, Naumann und Harnack verzerren das Wesen des Christentums. Man muß sich mit Bonwetsch und Theodor Kaftan ernstlich die Frage vorlegen, ob man mit solchen Christusleugnern noch in kirchlicher Gemeinschaft bleiben kann. Natürlich mußte ihm auch Rittelmeyer mit seiner ehrlichen Aufrichtigkeit herhalten, um aus ihm die Bankerotterklärung der modernen Theologie in der Praxis zu beweisen. Es war selbstverständlich, daß er dafür gerade in Pommern billigen Beifall erntete. Wir sind es schon gewöhnt, von dieser Seite selbst Artur Drews als Kronzeugen aufrufen zu hören gegen die Jesusverehrung, in der man auf jener Seite eine Entwertung des Jesusglaubens sieht. Ich denke, wir werden auf solchem Kongresse diesen Anschauungen gegenüber dieselbe Weitherzigkeit beweisen, die wir von unsern Gegnern erwarten. Es war sehr erfreulich, daß trotz dieser Schärfe auch Kühl zu gemeinsamer Arbeit aufforderte. Leider war es gerade bei diesen Ausführungen unmöglich, auch einer anderen Auffassung Raum zu geben, da die beschränkte Zeit nach diesem Vortrage es nicht mehr zur Aussprache kommen ließ. Aber die Gegensätze sind doch einmal da: um so höher muß man es der Innern Mission anrechnen, wenn sie trotzdem zur gemeinsamen Arbeit einladet.

2

Aber nun zu den Verhandlungsgegenständen selbst. Als vor Jahren Stock in unserem Blatte über den Kongreß für Innere Mission in Braunschweig berichtete, sprach er die Bitte

aus, man möchte doch auf einem späteren die Gemeindearbeit im Sinne Sulzes zum Gegenstande einer besonderen Beratung machen; damals vergeblich. Inzwischen hat er sich nun dafür ein eigenes Organ in seiner Konferenz für Gemeindearbeit geschaffen. Der Zentralausschuß für Innere Mission war weitherzig und großzügig genug, nun gerade auf die Tagesordnung seines Kongresses die Frage nach der Innern Mission und der Einzelgemeinde zu setzen und so den Vertretern der neuen Konferenz Gelegenheit zur Aussprache zu geben. Der Referent, Professor D. Gennrich aus Breslau, der diesen Gegenstand behandelte, gab in seinem Vortrage für ihn die gediegene geschichtliche Grundlage. Die Gemeinde ist im Sinne Luthers der Mittelpunkt der Selbsterbauung der Gemeinschaft der Gläubigen, die Gott allein kennt: der Kirche, an die wir glauben. Wie Luther hat auch Wichern den Gemeindegedanken vertreten. Ihm ist die Innere Mission eine der Gemeinde der Gläubigen notwendige Lebensbetätigung. Ihr Ziel ist die Ueberwindung der unchristlichen Mächte im Volksleben, ihre eigentliche Arbeit ist durch dies Ziel bestimmt, auch dann wenn sie Liebesarbeit tut. Um dieses Zieles willen bleibt diese Arbeit selbständig auch dann, wenn sie Lebensfunktion der Gemeinde ist. Sie ist als wesentliche Lebensbetätigung nicht nur vorübergehende Notstandsarbeit, die sich selbst allmählich überflüssig macht. Sie kann deshalb nicht in dem Sinne vergemeindlicht werden, daß sie ganz durch die amtlichen Organe der Kirche zu betreiben sei. Im Gegenteil, diese müssen ihr Raum schaffen.

Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, daß der Vortrag über die theoretische Erörterung nicht weit hinaus kam. Ich wurde hin und wieder den Gedanken nicht los: was kommt denn darauf an, wie man diese Gemeindebetätigung nennt, in der sich die Gemeinde gegenüber den widerchristlichen Mächten behauptet? Brennend ist doch nur die Frage: wer soll die Arbeit tun, allein die Gemeinde oder besondere Organe der Innern Mission? Das trat in der Besprechung mit erfreulicher Deutlichkeit heraus. Besonders Stock sprach aus, man solle sich die Arbeit schiedlich-friedlich teilen. Die Liebestätigkeit ist Sache der Gemeinde, hier legen wir die Hand darauf, Innere Mission bescheide dich! Ihm stimmte Schian wesentlich zu. Trotzdem gab auch er zu: die Gemeinde ist noch nicht reif, der Innern Mission die Arbeit abzunehmen, die ihr eigentlich zukommt, und es ist fraglich, ob sie es jemals werden wird. Aber auch Mahling kam dieser Anschauung weit entgegen und wies besonders wirkungsvoll nach, daß dies gerade im Sinne Wicherns sei. Trotzdem brachte auch die Besprechung keine volle Klarheit. Ideal und Wirklichkeit klafft hier eben zu weit auseinander. So schön man auch theoretisch zwischen Gemeinde der Gläubigen und Kirche als geschichtlich gewordener Rechtsordnung scheiden kann, und so scharf man Innere Mission als Aufgabe der Gemeinde und Arbeit **an** der Gemeinde nebeneinander stellen mag, sobald man die Gegenwart fassen will, versagen solche Scheidungen. Stöcker hat, wenn ich nicht irre, einmal auf einem Kongresse für Innere Mission gesagt, diese seien wie Stationen auf der Eisenbahn, die bald dazu da wären, um ein wenig auszusteigen um neue Kraft zu gewinnen, bald zum Umsteigen in einer neuen Richtung. Das trat auch hier hervor. Ich glaube kaum, daß die Innere Mission so bald in der Lage sein wird, hier ihre Richtung zu ändern. Aber es ist gut, daß sie sich schon jetzt das Ziel vorhält, wohin sie mit ihrer Arbeit will. Ja wenn wir lebendige, gut organisierte Gemeinden hätten, ja wenn unsere Landeskirchen mehr wären als Rechtsgebilde, dann könnte die Innere Mission sich ihnen viel mehr eingliedern. So ist es durchaus nötig, daß sie selbständig arbeitet. So leicht wie Curtius in Nr. 37 die Sache ansieht, ist sie freilich nicht. Die Innere Mission hat in der Gegenwart Aufgaben genug, die die Einzelgemeinde gar nicht lösen kann, die auch die organisierte Kirche ihr nicht abnehmen darf, ohne sie zu verkümmern.

Auch das weitere Thema „**Die christlich-religiöse Einwirkung auf die Persönlichkeit**" verführte zur rein theoretischen Behandlung. Bei dem Vortrage und seiner Behandlung fühlte man sich oft in ein Kolleg für praktische Theologie oder praktische Dogmatik, die leider noch nicht gelesen wird, oder auf einen religionspsychologischen Kongreß versetzt, wenn es einen solchen gibt. Ich sollte meinen, der Innern Mission hätte es näher gelegen, nicht den Menschen, sondern die Menschen zur Behandlung zu stellen und zu fragen: Wie kommen wir für unsere besondere Arbeit, die uns als Leuten der Innern Mission obliegt, an die verschiedenen Menschen heran, wie sie uns bei unseren besonderen Aufgaben entgegentreten, an die einzelnen Stände und Geschlechter, an die Schwachen und an die Stolzen, an die Verirrten und an die Verblendeten? Ich weiß sehr wohl, die Aufgabe wäre sehr groß gewesen, fast unübersehbar. Nur ein Genie der Praxis hätte sie lösen können, wenn er sein Bestes gab. Darum traf in der Besprechung Lic. Bohn, der bekannte Vorkämpfer der Sittlichkeitsvereine, das Richtige, wenn er auf die katholische kasuistische Ethik hinwies und auf Friedrich Wilhelm Foersters Standesethik. Das fehlt uns. Wir müssen aus den Allgemeinheiten heraus und in das Leben hinein, das nun einmal vielgestaltig ist. Was uns der Vortragende, der Greifswalder Professor **Kunze**, bot, war eine feinsinnige Untersuchung zur theologischen Psychologie, wenn man den Ausdruck wagen darf, der mehr besagen soll als christliche Seelenkunde. Allen anwesenden Theologen im praktischen Amt waren darum seine Gedanken höchst wertvoll. Daß sie auf einem Kongresse für Innere Mission ausgesprochen wurden, war ein deutlicher Beweis, wie tief diese ihre Aufgabe faßt. Sie will ihre Arbeit in treuer Gemeinschaft und auf dem festen Grunde der theologischen Wissenschaft und im treuen Bunde mit ihrem Fortschreiten tun. Sie will unter der Masse von Kleinarbeit oft sehr äußerlicher Art, die sie leisten muß, sich stets der letzten Grundlage bewußt bleiben, auf der sie arbeiten muß, um Erfolg zu haben und ihrem höchsten Ziele zu dienen, dem Gewinn von Seelen für die Gottesherrschaft.

Natürlich hatte das Thema unsern Freund Niebergall herbeigezogen. Der Vortrag war ja geradezu eine Auseinandersetzung mit ihm von anderer theologischer Grundlage aus. Er war ein deutlicher Beweis, wie unsere theologischen Gegensätze auf verschiedene philosophische Grundanschauungen zurückgehen, hier auf verschiedene psychologische Auffassungen; Intellektualismus und Voluntarismus standen sich hier gegenüber. Und zwar bekannte sich Kunze zu Ersterem. Das bedeutet religiös: im Glauben ist Annahme des Gotteswortes das Erste, aus dem die veränderte Willensrichtung erst folgt. Das Mittel der religiösen Einwirkung auf die Persönlichkeit ist das Wort. Die Lehre der Bibel ist ein wesentliches Stück des Glaubens, das man sich anzueignen hat. Der Glaube ist ein zuversichtliches Ueberzeugtsein, ja er ist zunächst eine Vorstellung von Gott. Auch die Reue ist zuerst Sündenerkenntnis, also Sache des Verstandes. Der Vortragende konnte sich für seine Anschauung auf Luther berufen. [Fides non est in voluntate, sed in intellectu.] Er ging sogar soweit zu behaupten: für den sündigen Menschen ist es wesentlich, in seinem Willen das letzthin Bestimmende zu sehen, für den Christen ist das falsch, für ihn sind Erkenntnisse, Erfahrungen von Gott endgültig bestimmend, darum ist der Voluntarismus die Anschauung des natürlichen, der Intellektualismus des christlichen Bewußtseins.

Trotz der verschiedenen Grundanschauung bot der Vortrag soviel Gemeinsames, daß man an ihm seine lebhafte Befriedigung haben konnte. Wenn der Redner sagte: Seelenpsychologie predigen heißt nicht psychologisch predigen; wenn er die Prediger von der drückenden Last löste, immer sich selbst zu predigen, so traf er den Nagel auf den Kopf. Freilich wenn er sagte: der Glaube entzündet sich nicht am Glauben, sondern am Worte Gottes, so halte ich diese Gegenüberstellung nicht für zutreffend. Der Glaube entzündet sich eben deshalb am Worte Gottes, weil uns in ihm der Glaube begegnet. Glaube ist immer Erlebnis; es ist falsch, die Predigt der Tatsachen und die der Erlebnisse so gegenüber zu stellen.

Darum war es doch eine wesentliche Ergänzung, wenn Niebergall, ohne sich mit dem Vortragenden weiter auseinanderzusetzen, neben Verstand und Willen das Gefühl stellte und als Anknüpfungspunkt für die religiöse Einwirkung die Erweckung einer neuen Wertschätzung forderte. Er fand lebhafte Zustimmung, und das war sehr erfreulich, denn es ist ein deutlicher Beweis, wie sich die verschiedenen theologischen Richtungen

in der gemeinsamen Arbeit finden. In der Praxis ist der Intellektualismus der alten orthodoxen Anschauungen eben schon längst abgestorben. Das Leben hat diese Theologie besiegt. Auch Wurster konnte Niebergall vollkommen zustimmen. Hoffentlich bringt die Auseinandersetzung ihre Frucht.

3

Noch ein drittes Referat lag in den Händen eines akademischen Theologen, der schon eingangs erwähnte Vortrag von Kühl. Was ich gegen ihn einzuwenden habe, ist dort schon ausgesprochen. In der Fragestellung des Themas lag zudem nicht unbedingt die Veranlassung zur Herauskehrung dieser Gegensätze, denn es lautete: Unsere Stellungnahme zur öffentlichen agitatorischen Bekämpfung des Christentums und der Kirche. Es war sehr zeitgemäß gewählt. Und was der Referent zum Thema selbst sagte, war durchaus zutreffend. Zunächst das schon Erwähnte, daß zur Abwehr trotz der verschiedenen Richtungen der Boden für gemeinsame Arbeit vorhanden ist. Er begründete das nicht, wie nahe gelegen hätte, damit, daß eben die Gegensätze nur in der Theologie zu Tage treten, während der Glaube derselbe ist. Ich bin auch nicht mehr der Meinung, daß diese einfache Formel uns hier erlöst. Die verschiedene theologische Richtung stammt doch oft genug aus einer verschiedenen religiösen Stimmung. Nun gilt es eben zu erkennen, daß auf dem gemeinsamen christlichen Boden für verschiedene Stimmungen Raum ist. Er sprach von einem „Rest" von Gemeinsamem: eine gefährliche Rede, weil sie aus der Vorstellung stammt, daß der Glaube aus verschiedenen Stücken besteht, von denen man einzelne aufgeben kann. Auch das war sehr beachtenswert, daß bei dieser Grundanschauung sich der Referent sehr entschieden für die Gleichberechtigung der Richtungen in den theologischen Fakultäten aussprach; die Wissenschaft muß frei sein, sonst verliert sie den Kredit. Ich zog mir dabei aus diesem Grundsatz die praktische Folgerung: also müssen die Theologen im Amt die gleiche Freiheit als Grundlage ihrer Wirksamkeit fordern; ich weiß nicht, ob man in Pommern und nach dem Referenten so denken darf. Aber zurück zum Vortrag von den Nebengedanken, die unsereinem dabei kommen. Neben den alten Mitteln — der Predigt, die, wo es not tut, auch apologetischen Charakter haben muß, der Bibelstunde, die hier besser Bibelbesprechstunde wäre, der Seelsorge, dem kirchlichen Unterricht, der für die höheren Schulen auch Apologetik zu treiben und Weltanschauungsfragen zu behandeln hätte — auch die neuen Mittel: religiöse Diskussionsabende, apologetische Vorträge; neben dem Predigtamt die Arbeit besonders begabter Gemeindeglieder oder auch besonderer Berufsapologeten, Beeinflussung der Presse usw. Arbeit die Hülle und Fülle für die Gemeinde und auch für die Innere Mission. Man konnte die Leitung des Kongresses wohl verstehen, daß sie nach einem so praktisch zugespitzten Vortrag die Schleusen zuzog, sonst wären die Wogen der Besprechung endlos hereingeflutet.

Für den letzten Hauptvortrag hatte die Leitung zu dem Thema: Die Innere Mission und die Wohlfahrtspflege auf dem Lande neben dem Vortragenden, Pastor Broistedt aus Neu-Erkerode, eine weibliche Korreferentin bestellt. Der Vortrag selbst war eine gründliche fleißige Arbeit; aber ich muß bekennen, das Korreferat hat mich ungleich mehr gefesselt. Nicht allein, daß eine Dame sprach, Frau von Schwerin-Janow, das werden wir allmählich gewöhnt; sondern man fühlte, hier redet Jemand aus der Arbeit heraus für die Arbeit. Frau von Schwerin erzählte oft nur, wie sie es bei sich mit „ihren Leuten" macht. Ueberall fühlte man, wie hier eine Großgrundbesitzerin das Arbeitsverhältnis ihrer Leute zu ihrem Hause sittlich erfaßt hat. Wer das hörte, der fühlte, wie viel Segen und Kraft in den patriarchalischen Verhältnissen liegen kann, die man oft als überlebt ansieht, wie der alte Glaube eine Kraft ist, über der man alle theologische Kunst vergessen kann. Auch rednerisch war der Vortrag eine Leistung: Glaube und Heimat, die Tragödie eines Volkes, unseres Landvolkes; Glaube und Heimat, die verschiedenen Ziele der Inneren Mission und der Wohlfahrtspflege auf dem Lande; darum sollen wir fragen: wie kann unser Volk beide wieder gewinnen? Ein Debatteredner sagte zutreffend, man fühlte sich bei dem Vortrage wie aus einem chemischen Laboratorium in die frische Luft des Landes versetzt. Wie köstlich erquickten die kleinen Geschichtchen im behaglichen pommerschen Platt, der Vortrag war uns allen eine Erlösung nach der etwas reichlichen Theorie auf einem Kongreß, der doch der praktischen Arbeit dienen soll.

4

Noch ein kurzes Wort über die weiteren Veranstaltungen des Kongresses. Der Verhandlung über die Frage: „Welche Anforderungen sind kirchlicherseits an eine gute Volks- und Jugendlektüre zu stellen?" konnte ich nicht beiwohnen, da sie einer andern gleichzeitig lag. Man hat mir erzählt, daß bei ihr sehr deutliche Töne gegen die christliche Schundliteratur im Traktätchen- und Sonntagsblätterstil gefallen seien, mit der uns unsere wohlgesinnten Damen beglücken. Auch bei der Versammlung über Gründung und Förderung der Evangelischen Arbeiterinnenvereine sollen die Geister sehr lebhaft aneinander geraten sein. Mit dem Kongreß waren außerdem zahlreiche Fachkonferenzen verbunden, in denen der eigentliche Schwerpunkt seiner Arbeit liegt. Einzelnen wohnte ich bei; ich kann über sie nur sagen, daß sie bewiesen, wie man überall die Aufgaben der Gegenwart erfaßt hat. Verknöchert ist das Werk der Inneren Mission nirgends. Leider war die Eröffnungsversammlung durch die endlosen Begrüßungen derartig belastet, daß sie den zahlreichen Besuchern wenig bot. Muß denn das sein? Besser geglückt war die zweite freie Abendversammlung. Den Predigten konnte ich nur teilweise beiwohnen. Der liturgische Gottesdienst bot uns die treffliche Aufführung des geistlichen Wechselgesanges „In Jesu Nachfolge" von Ulrich Hildebrandt, das Baßsolo in den Händen eines Geistlichen im Talare am Altare, eine Manchem ungewohnte Erscheinung, und eine treffliche Predigt von Schian.

Ich schließe meinen Bericht mit dem Wunsche, Gott schenke der Inneren Mission noch manche solche gesegneten Tage und erhalte ihr ihren frommen freien Geist. Baltzer

---

Die Freunde der Christlichen Welt in Goslar

Eine außerordentlich reiche Tagung haben die Freunde der Christlichen Welt vom 2. bis 4. Oktober in Goslar gehabt. Das Programm kennen unsre Leser; die Vorträge (Stephan, Philippi, Foerster) werden sie an diesem Orte oder sonst noch kennen lernen. Besuch, innere Anteilnahme, Diskussion konnten nicht lebhafter sein. Nach Foersters Vortrag debattierten wir bis in die erste Morgenstunde hinein.

Hier gilt es nur ein Wort über die Mitgliederversammlung der „Vereinigung" zu sagen, deren Resolutionen bereits der Oeffentlichkeit vorliegen. Nachdem der Abend vorher Foerster und seinem Entwurf gehört hatte, galt es nunmehr zu dem Wilhelmshöher Antrage der Vertrauensleute Stellung zu nehmen. Er ist mitgeteilt in Nr. 28, erläutert in Nr. 35 dieses Blattes. Unter dem Eindruck des am Abend vorher gehörten Vortrags von Foerster und der anschließenden Verhandlungen wurde einstimmig beschlossen:

Die Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" spricht ihren Vertrauensleuten ihren Dank und volle Zustimmung dazu aus, daß sie mit der Veröffentlichung ihres „Wilhelmshöher Antrags" den Forderungen wirklicher Religionsfreiheit im Staate und einer grundsätzlichen Reform der Verfassung der evangelischen Landeskirchen anläßlich des Falles Jatho freimütig und nachdrücklich Ausdruck gegeben haben. Sie begrüßt den inzwischen von Pfarrer Foerster der Oeffentlichkeit vorgelegten „Entwurf eines Gesetzes betr. die Religionsfreiheit im Preußischen Staate", bekennt sich zu dessen inneren und letzten Beweggründen und empfiehlt ihn dringend der praktischen Erwägung aller irgend Berufenen und Beteiligten.

Ebenso fanden die folgenden Resolutionen einstimmige Annahme. Die eine, die uns schon im vorigen Jahr in Nürnberg beschäftigt hat:

Die Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" bedauert, daß die in dem Paragraphen 12 der preußischen Staatsverfassung verbürgte Freiheit und Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse insofern nicht zur Anwendung gelangt,

als den Freireligiösen Gemeinden die Rechtsfähigkeit in Preußen dauernd vorenthalten wird, sodaß sie Grundstücke nicht erwerben, den Prozeßweg nicht beschreiten, Vermächtnisse nicht annehmen können, ein Grabstättenrecht nicht besitzen und Eltern gezwungen werden, ihre Kinder in den von einer Kirche geleiteten Religionsunterricht zu schicken, zu der sie nicht gehören. Die Versammlung ist der Ansicht, daß eine derartige Behandlung der Freireligiösen Gemeinden weder im Interesse des Staates noch in dem der christlichen Religion liegt, und hält es für dringend wünschenswert, daß der Staat mit dieser Handlungsweise gegenüber den Freireligiösen Gemeinden breche, indem durch Staatsgesetz

1) den Freireligiösen Gemeinden die Erlangung der Rechtsfähigkeit erleichtert,

2) grundsätzlich der Religionsunterricht freier Religionsgemeinden, wenn durch qualifizierte Lehrer erteilt, als vollgültiger Ersatz des Religionsunterrichts der staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften betrachtet wird.

Eine andre zu dem Zwischenfall der Gottesdienststörung in Charlottenburg, einer Begebenheit, die, in ihrem Verlauf trotz dem ernsten Schauplatz mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet, durch ihre nachträgliche Behandlung zu den betrübendsten Ereignissen im Gebiet unsrer Landeskirchen geworden ist (vgl. Nr. 33), lautet:

Die Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ mißbilligt entschieden, daß das Kgl. Konsistorium der Provinz Brandenburg sich der Pflicht entzogen hat, der Luisengemeinde in Charlottenburg gegenüber der am 22. Juli erfolgten Störung des Gottesdienstes zu ihrem Rechte zu verhelfen. Sie spricht zugleich ihr Befremden aus über den herabsetzenden Ton, in dem sich die Kirchenbehörde bei ihrem Bescheid an den Geistlichen über diesen geäußert hat.

Endlich zum Fall Heydorn, von dem ebenfalls in Nr. 33 berichtet steht und in nächster Nummer Weiteres zu lesen sein wird:

Die Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ protestiert aufs schärfste gegen die Art, wie das Kgl. Konsistorium in Kiel in seinem Bescheid an den Pastor Heydorn dessen Persönlichkeit und Berufstüchtigkeit vor seiner Gemeinde und vor der breitesten Oeffentlichkeit bloßgestellt hat.

Die Vereinigung ist in langsamem und stetigem Wachstum begriffen (jetzt 1430 Mitglieder). So wenig es unsrer Art und Vergangenheit zunächst entsprechen mochte, daß wir uns zu einem Teil organisiert haben: die Vereinigung tut ihren stellvertretenden Dienst für den großen weiteren Kreis der Gesinnungsgenossen; sie arbeitet treulich an der Einführung unsrer Ideale in die Wirklichkeit und sieht sich dabei immer wieder vor Aufgaben gestellt, die von andern Organisationen nicht im gleichen Sinne angesehen und angefaßt werden. Daß jedes Praktischwerden für einen so ausgedehnten, weitmaschigen und verschieden gestimmten Kreis seine besondre Schwierigkeit hat, ist klar. Aber in derselben Richtung liegt doch eben auch Reiz und Lohn dieser Gemeinsamkeit. R

Im Herzen von China

3

Von Changsha, der Hauptstadt von Hunan, innerhalb eines halben Tages über die Grenze hinüber ins Gebiet der Nachbarprovinz Kiangsi — wer hätte sich früher im Innern Chinas so schnelle Beförderung träumen lassen? Heute läßt es sich machen. Freilich noch nicht für Jedermann. Die Bahnstrecke, die wir bis zu dem Orte Chuchon benutzten, ein Teil der künftigen Linie Hankou-Canton, ist noch nicht im Betrieb, und nur auf Verwendung einer mir befreundeten einflußreichen Persönlichkeit hin stellte die Bauleitung uns eine Lokomotive und einen offenen leeren Güterwagen zur Verfügung. Bis zur Abgangsstelle dieser Lokomotive, etwa eine halbe Stunde weit, brachte uns eine Dampfbarkasse den Fluß hinauf, da die Gleise Changsha selbst noch nicht erreichen; dann also unser Güterwagen, von der Lokomotive geschoben; nach Verlauf einer Stunde aber mußte auch diese Fahrt unterbrochen werden, da ein unvollendeter Brückenbau Halt gebot. Eine kurze Strecke legten wir zu Fuß zurück, dann bestiegen wir eine Dresine, mit der wir zur nächsten Station hinrollten. Dort nahm uns wieder ein Güterwagen auf, diesmal ein geschlossener, was des eintretenden Regens wegen sehr willkommen war. Mit diesem Güterwagen und seiner Lokomotive erreichten wir glücklich den Ort Chuchon. Dort beginnt eine längst fertige und im Betrieb befindliche Zweiglinie nach der Provinz Kiangsi hinüber, sodaß wir nach abermaligem Umsteigen und Aufsuchen des neuen Bahnhofes endlich gradlinig und ohne Unterbrechung unserm Ziele zugeführt wurden. Also eine etwas komplizierte Reisemethode, weniger gleichförmig als wenn man tagelang auf seinem Pferde sitzt und zwei Maultiere mit Gepäck hinterhertraben. Aber geschwind ging es! Am Nachmittage zwischen zwei und drei hatten wir Changsha verlassen, am Abend um zehn waren wir in Pinghsiang.

Was ist Pinghsiang? und was hatte ich da zu suchen? Diesmal handelte es sich nicht um buddhistische oder taoistische Tempel oder heilige Berge. Vielmehr folgte ich mit meiner Frau hierher einer freundlichen Einladung, um einen Ort kennen zu lernen, der sowohl für die industrielle und kommerzielle Entwicklung Chinas wie für die Schätzung deutscher Arbeit in China von ganz ungemeinem Interesse ist.

Wer sich irgend näher auf die heutige Lage Chinas eingelassen hat, dem wird bald klar geworden sein, von welch weittragender Bedeutung für die ganze wirtschaftliche Zukunft des Landes die rationelle Erschließung der reichen Bodenschätze dieses großen Territoriums ist. Der Kredit Chinas auf dem Weltmarkt, seine finanzielle Sanierung beruht vor allem auf diesem Faktor. Am wichtigsten unter allen Bodenschätzen sind natürlich hier wie überall Eisen und Kohle. Der gewaltigste Ansatz nun, der bisher in ganz China gemacht ist, Eisen und Kohle zu heben und nutzbar zu machen, wird repräsentiert durch die „Han-Yeh-Ping Kohlen- und Eisenwerke“, eine riesige Handels- und Industrieorganisation, die dem verstorbenen genialen Generalgouverneur Chang chih tung ihr Entstehen verdankt. Der Name Han-Yeh-Ping deutet auf die drei Stützpunkte des Unternehmens hin, nämlich auf Hanyang, den Nachbarort von Hankou, wo Tag und Nacht die Riesenschornsteine des großen Eisen- und Stahlwerks rauchen, ferner auf das Eisenbergwerk von Tayeh am Jangtze, und schließlich auf die Kohlenminen von Pinghsiang. In Hanyang legte Chang chih tung das Eisen- und Stahlwerk an, in unmittelbarer Nähe seiner Residenz Wuchang und an dieser für den Versand so zentralen und bequemen Stelle. In Tayeh fand er reiche Eisenschätze in nicht zu weiter Entfernung, die den Hanyang-Eisenwerken das Material lieferten. Die unentbehrliche Kohle aber wurde in schier unerschöpflichen Massen in Pinghsiang erschlossen. Das ungeheure Unternehmen ist heute in Besitz einer chinesischen Gesellschaft, an deren Spitze der bekannte, kürzlich zum Chef des Verkehrsministeriums ernannte Sheng Kung pao steht. Es bezeichnet ohne Frage einen der namhaftesten Erfolge chinesischer Industrie. Das Eisen, das von Hanyang aus abgegeben wird, dient nicht mehr allein dazu, Chinas eigenen Bedarf zu decken, sondern wird bereits in beträchtlichen Quantitäten auf den amerikanischen und japanischen Markt überführt, wo seine Konkurrenzkraft sich stark fühlbar gemacht hat.

Als Chang chih tung in den neunziger Jahren zur Anlage seines Eisenwerks in Hanyang schritt, richtete sich sein Blick auf das Grenzgebiet der Provinzen Hunan und Kiangsi für die Gewinnung der Kohle. Die Gegend war längst bekannt als kohlenreich und wurde bereits von Chinesen in ihrer primitiven Weise ausgebeutet. Zur genaueren Erkundung sandte er zwei deutsche Fachleute dorthin (1896). Da die Ergebnisse der Untersuchung äußerst günstig waren, wurde dem einen dieser Exploratoren im Jahre 1898 die Aufgabe, in Pinghsiang ein Kohlenbergwerk einzurichten, übertragen. Der Mann, der so seine Hand an ein höchst wichtiges und folgenreiches Unternehmen legen sollte, G. Leinung, war von Hause aus einfacher Steiger, aber eine durch Mut, Ausdauer und große organisatorische Begabung für diesen Posten sehr geeignete Persönlichkeit. Er hatte bereits in den Tayeh-Eisenminen gearbeitet, kannte also chinesische Eigenart und die Schwierigkeit der Behandlung der Arbeiter. Mit unerschütterlicher Energie, unterstützt durch eine eiserne Natur, uneigennützig und ehrlich, sodaß er das volle Vertrauen der Chinesen gewann, hat er im Laufe der Jahre in

Pinghsiang ein Werk aufgebaut, das seines gleichen sucht. Er ist heute der europäische Direktor der Pinghsiang-Kohlenminen (die Oberleitung ist chinesisch) und trägt mit seiner Person die ganze weitverzweigte Sache. Was er an diesem Orte geschaffen hat, muß Jeden, der es sieht, mit größter Bewunderung erfüllen. Man redet daheim mit Stolz von unsern Erfolgen in Tsingtau, und ich bin weit davon entfernt, sie herabzusetzen. Aber dort stand die Regierung und ein ganzes Volk hinter der Sache, und man konnte Geldmittel und Persönlichkeiten, diplomatischen und militärischen Druck und wer weiß welche Mittel sonst noch zur Anwendung bringen. Hier aber hat ein einzelner Privatmann unter chinesischer Oberleitung gearbeitet, gestützt auf seine Kraft und seinen Einfluß allein, und was er erreicht hat, ist wahrlich wert, daß auch weiterhin im deutschen Vaterlande davon Notiz genommen wird.

Pinghsiang ist heute eine deutsche Kolonie tief im Herzen Chinas. Sämtliche Angestellte in dem sehr ausgedehnten Betriebe sind (soweit Ausländer in Betracht kommen) Deutsche, viele unter ihnen verheiratet. Ein deutscher Arzt leitet ein Hospital mit 60 Betten, das abgesehen von den Angehörigen des Werkes selbst starken Zuspruch von Chinesen aus der ganzen Umgegend erfährt. Ein deutscher Klub bietet Allen, besonders den Unverheirateten, einen geselligen Mittelpunkt. Eine deutsche Bergschule ist hier seit mehreren Jahren im Gange, um die Chinesen für die Bergarbeit zu schulen. Sie beginnt mit einer dreiklassigen Vorschule, in welcher Deutsch die Unterrichtssprache ist, und in der die jungen Leute Sprachkenntnisse und sonstige allgemeine Ausbildung sich aneignen. Ich sah die drei Klassen im Betriebe und war erfreut über das, was Lehrerfleiß hier zuwege gebracht hatte. Die Zahl der Schüler beträgt 60. Unterhalten wird die Schule (wie auch das Hospital) von den Einkünften des Bergwerks.

Ueber die Leistungen des letzteren selbst kann ich mich als Laie nicht näher äußern. Doch sah ich die Besprechung eines amerikanischen Fachmannes, der mit höchster Anerkennung sowohl von Anlage und Einrichtung wie von den Resultaten redet (in der in San Francisco erscheinenden Fachzeitschrift Mining and Scientific Press, Nummer vom 29. Oktober 1910). Die Förderung beläuft sich auf 2500 Tonnen täglich. Eine große Maschinenwerkstatt ist mit dem Bergwerk verbunden, damit alle Maschinen und Maschinenteile hier, wo man vom Auslande so weit entfernt ist, am Platze selbst hergestellt werden können.

Wenn man auf einer der vielen Höhen des bergigen und landschaftlich außerordentlich schönen Geländes steht und den Blick über das kohlenschwarze, von Maschinen- und Menschenarbeit gestempelte Tal hingehen läßt, dann möchte man meinen, in einem der Industriezentren Europas zu sein. Wenn man Abends mit allerlei deutschen Familien zusammen um den gastlichen Tisch versammelt sitzt und das Gespräch sich um die Heimat und heimische Fragen bewegt, so möchte man wiederum meinen, im Vaterlande zu sein. Und doch war hier vor fünfzehn Jahren noch keine Spur europäischen Einflusses, kein Klang eines deutschen Wortes zu bemerken, es war Chinesenland mit einigen armen Hütten und nährte notdürftig seinen Mann. Leicht ist es nicht gewesen, dies neue Gebilde hier ins Leben zu rufen. Nie werde ich die Stunde vergessen, da uns Herr Leinung selbst drunten in der Tiefe der Erde von den Krisen, durch die er das Werk hat hindurchführen müssen, erzählte.

Wir waren (meine Frau und ich) mit ihm in einen der Schächte eingefahren und hatten die Arbeit in den Flözen selbst, wo nur die Bergmannslampe durch die „purpurne Finsternis" leuchtet, wo das Wasser der Pumpenrohre hinter den Kohlenwänden rauscht, uns zeigen lassen. Es war oft erstickend heiß; das gebückte Wandern an manchen Stellen, das unsichere Stolpern auf dem unebenen Boden machte mit der Zeit müde. So schlug Herr Leinung eine Ruhepause vor. Wir setzten uns auf ein paar Kohlenblöcke, die dort lagen, und beim kargen Schein der Grubenlichter, während es um uns eintönig vom Gestein herniedertropfte, begann der Mann, der diese Gänge gegraben hatte, von vergangenen Erlebnissen zu sprechen. Es waren offenbar unwillkürliche Erinnerungen, wie sie aus Anlaß verschiedener Fragen wieder in ihm wach wurden, sehr einfach mitgeteilt, und doch in sich selbst von tiefer Eindruckskraft. Die Bevölkerung dieser Gegend, obwohl politisch zur Provinz Kiangsi gehörig, ist ihrem Charakter nach doch durchaus den Hunanesen verwandt, leicht erregt, leidenschaftlich, fremdenfeindlich und von großem Selbstgefühl. Die Empörung über das Eindringen des Fremden, der Argwohn bei Allem, was er unternahm, die Furcht, daß er der Gegend Schaden bringe, war allgemein, als Leinung 1898 ganz allein, der einzige Fremde weithin, unter diese aufgeregte, haßerfüllte Masse trat. Lange Zeit mußte er beständig, Tag und Nacht, von Soldaten bewacht werden und konnte nie vor einem Ueberfall sicher sein. Am schwierigsten war die Arbeiterfrage. Er hatte eine Anzahl Leute von Tayeh mitgebracht, mußte aber natürlich sehen, Ansässige zu gewinnen. Die Gewöhnung an bestimmte Arbeitsleistungen, die Festsetzung des Lohnes, die Abstellung von Mißbräuchen führte naturgemäß zu ernsten Konflikten. Leinung schilderte besonders lebhaft einen dieser Konflikte, bei dem Alles auf dem Spiele stand; wie er, Aug in Auge mit einer vielköpfigen wilderregten Arbeiterschar, ohne Waffe, unter Wutschreien und Drohungen verhandelte, ihnen das Mangelhafte ihrer Arbeit und das Unrecht ihrer Forderungen nachwies; wie er schließlich, als es bis zum Siedepunkt gekommen war und so oder so ein Schlag fallen mußte, plötzlich in den Haufen hineinsprang und ein paar der ärgsten Aufwiegler, die er kannte, mit kräftiger Hand griff und abführte: verblüfft schauten die Andern zu, wagten ihn doch nicht anzutasten, und eine Wendung trat ein. Es gelang schließlich, eine neue Basis des Arbeitsvertrages herzustellen. Aber es kostete noch manchen Kampf und manch kühnes Durchgreifen, bis Alles glatt lief. Die letzte gefährliche Krisis war im Jahre 1906. Damals hatte man es nicht bloß mit einer Arbeiterunruhe, sondern mit einem weithin angelegten, auch gegen die Regierung gerichteten Aufstande zu tun. Durch einen Zufall kam die sehr geheim gehaltene Empörung bei den Kohlengruben früher, als der allgemeine Plan war, zum Ausbruch. Mitten in einer Dezembernacht wurden die Europäer aus dem Schlafe geweckt (damals war es schon eine ganze Anzahl). Sofort aufstehen, in einer Stunde fluchtbereit sein, mit der Bahn davon! Man kann sich die Stimmung ausmalen. Aber es gelang zu entkommen. Das zu frühe Losschlagen der Aufständischen an dieser Stelle ermöglichte es auch der Regierung, verhältnismäßig schnell Herr der Lage zu werden. In jenen Tagen haben in und um Pinghsiang manche blutige Köpfe und enthauptete Leiber gelegen.

Man hört solche Erzählung an, — das Licht der Grubenlampe blickt wieder aus einer Wasserlache am Boden, das Auge läuft in den dunklen Gang hinein da vor uns, als ob die Gestalten der Kämpfer dieses Lebenskampfes dort heraus treten müßten; an den feuchten Balken des Gestänges, das uns mühselig vor dem Erdrücktwerden zu schützen scheint, wogen unruhig unsere Schatten. Eine Pause, in der nur die Gedanken reden. Was für Lebensgeschichten sind in dies unterirdische Labyrinth mit eingegraben! Dann brechen wir auf und eilen dem Tageslichte zu.

* *

Ich habe bisher immer kurzweg von Pinghsiang gesprochen. Der Genauigkeit wegen muß ich jedoch hinzusetzen, daß die Kohlengruben etwa eine halbe Stunde von der Stadt Pinghsiang entfernt liegen und einen kleinen Ort für sich bilden. Indes gibt nach chinesischem Brauch die Distriktstadt dem ganzen Distrikt seinen Namen, weswegen die gewöhnliche Benennung der Kohlengruben berechtigt ist. Sie liegen in einem weiten Bergkessel, rings von Höhen umzogen. Die geographische Breite ist etwa der 28. Grad. Man kann sich denken, daß bei solcher Lage im Juli die Temperatur nicht eben behaglich war. Dazu ist die Luft dort sehr feucht, was die Hitze viel unangenehmer und schädlicher macht. Mehrere Tage hindurch gab es tropische Regengüsse, die indes die heiße Atmosphäre durchaus nicht abkühlten, sondern nur den Wassergehalt der Luft erhöhten.

Man sah die Berggipfel verlockend ringsherum emporragen. Dort oben mußte es doch kühler sein! Dazu kam, daß wir bald erfuhren, Herr Leinung habe da oben irgendwo ein

kleines Häuslein gebaut, in dem man sich zur Not für ein paar Tage einrichten könne. Wir beschlossen also eines Nachmittags es uns anzusehen. Das Wetter hatte sich gerade aufgeklärt, und der Weg in die Berge hinauf durch niedrige Waldung und über blumige Matten, an schroffen Felshängen hin mit dem Blick auf zahllose Gipfel der Ferne war an sich schon eine Erquickung. Gegen Abend kamen wir bei dem Berghäuslein an. In aller Stille und Einsamkeit lag es da, eine kleine Mulde ausfüllend, von Gebüsch und Bäumen umrahmt. Zwar war es höchst primitiv, völlig leer, aber was schadete das? Die notwendigste Einrichtung ließ sich leicht heraufschaffen. Eine Quelle mit frischem Wasser war in der Nähe. Der Gedanke, hier in dieser Waldesfrische, in dieser Bergesluft ein paar Tage ganz zurückgezogen zu hausen, wie über der Menschenwelt und in innigster Nachbarschaft mit der Natur, hatte etwas Berückendes. Damit es nicht an aller Möglichkeit der Hülfe und Bedienung fehle, stand etwa zehn Minuten weiter abwärts ein kleines chinesisches Bauerngehöft, dessen Insassen uns als zuverlässig empfohlen waren. Einer der Leute von dort hatte auch die Aufsicht über das Waldhäuschen.

Beim Hinabsteigen in der Abendröte beredeten wir den Plan weiter nach allen Seiten und nahmen uns vor, gleich morgen überzusiedeln.

Gesagt, getan. Am nächsten Tage trafen wir die nötigen Vorbereitungen, Träger wurden gemietet, und am Spätnachmittage bewegte sich eine kleine Karawane den Weg an den Bergen wiederum hinauf. Fast noch schöner als gestern erschien uns die Gegend. Der letzte Teil des Weges wand sich schmal durch dichtes Gebüsch hin, das schon den feinen feuchten Duft des Abends ausatmete. Man sah nicht weit voraus, aber jeden Augenblick erwarteten wir das schützende Obdach vor uns zu finden. Jetzt, jetzt mußten wir wirklich an der Stelle sein. Aber was war das? Wir sahen uns sprachlos an. Statt vor der Berghütte von gestern standen wir vor einem Trümmerhaufen! Aeffte uns ein Traum? Hatten wir den Platz verfehlt? Nein, es war unzweifelhaft hier, Blumen, Bäume, Quelle, Weg, alles war richtig, nur der kleine Bau, dem wir uns anvertrauen wollten, lag in lauter Trümmern, Balken, Brettern, Steinen, am Boden. Ja, man bemerkte gar, daß Menschenhand schon eine gewisse Ordnung in die Trümmer gebracht hatte, Steine waren bei Seite geschafft, Bretterwerk aufgeschichtet. Was bedeutete das alles? Da kam denn auch der chinesische Hüter der Hütte heran und erzählte, was vorgefallen war. Am Morgen früh um 3 Uhr hatte sich ein heftiger Windstoß aufgemacht, auch ein Regenschauer war gefallen, und in diesem kurzen Unwetter war die baufällige, sehr sorglos errichtete Behausung einfach in sich zusammengestürzt!

Da lag nun unser Traum von Berg- und Waldleben! Und fröstelnd überzog es uns doch: wie, wenn dasselbe Ereignis einen Tag später eingetreten wäre? Zwischen drei und vier Uhr morgens, — — wir hätten im Schlummer auf unsern Betten gelegen, während Balken und Bretter über uns eingebrochen wären. Es hätte ein schweres Unglück geben können.

Gedankenvoll und ernst gestimmt zogen wir mit unsrer Karawane wieder zu Tale. **Heinrich Hackmann**

Literaturbriefe

35. Carl Hauptmanns Napoleon

Im Hintergrund der Bleibtreuschen Schrift über den Militarismus, die ich neulich*) besprach, reckt sich, durch mancherlei Notizen geweckt, immer mächtiger die Gestalt des ersten Napoleon auf.

Es war für unsre Volksgenossen, die mit ihm gleichzeitig lebten, nicht nur entschuldbar, sondern selbstverständlich, ja fast Pflicht, diese Gestalt zu verkennen. Aber es ist die Frage, ob diese Entschuldigung für uns noch gilt.

Die ganz großen Genien haben ein Recht dazu, über die Volksgrenzen hinweg sich ins Auge zu sehen: es ist immerhin prekär, anzunehmen, daß der größte Genius der Deutschen jener Zeit, Goethe, sich von dem kleinlichen und eitlen Egoisten, als der uns Napoleon schulmäßig immer noch gilt, soll haben düpieren lassen.

Die meisten unter uns haben sich ja nun bereits gewöhnt, Napoleon nicht mehr als reinen Schlachtenkünstler und im übrigen Schauspieler zu betrachten. Wir sind dazu vorgeschritten, ihn als die ungeheure, aber wilde und zerstörende Naturkraft aufzufassen. Es scheint, wir werden uns gewöhnen müssen, uns noch positiver zu dieser Gestalt zu stellen.

Es kommt bei solchen Kräften doch letztlich darauf an, in welchen Dienst sie sich stellen. Es scheint, man muß annehmen, daß jener sich, wie im besonderen Schutz des Schicksals, so doch auch als positive Kulturkraft ihm verpflichtet gefühlt habe. Wenn man die Menge und Größe der Kulturwerke erwägt, die auf dies scheinbar völlig in Schlachten aufgehende Leben zurückgehen, so scheint es unmöglich, es als bloße Naturkraft vorzustellen, die auf das eigene von der Haut und höchstens noch seiner Familie begrenzte Selbst zurückgebogen war. Es scheint für die Dauer unmöglich, ihn sich ohne innerliche Verbindung mit jenen seinen großen Anregungen und Werken auf allen möglichen Gebieten vorzustellen. Obwohl man gewiß auch keine personifizierte Kulturidee in ihm sehen darf.

Carl Hauptmann hat versucht, uns die Figur in einer dramatischen Darstellung menschlich lebendig und verständlich zu machen.*)

Carl Hauptmann ist nicht Dramatiker. Es würde schwer werden, die dramatische Verwicklung oder auch nur Handlung trotz all des vielen Geschehens in diesem Napoleondrama aufzuzeigen. Ich würde es mich nicht getrauen, wenigstens nicht aus dem reinen Eindruck des Gelesenen heraus. Man müßte sie erst durch ein besonderes Studium herauszustellen suchen. Sein Napoleon ist kein Drama. Aber er ist eine schöne, stellenweis selbst mächtige Charakterdichtung mit feinen und wertvollen lyrischen Einschlägen.

Dieser Hauptmannsche Napoleon ist freilich auch die starke Naturkraft, aber eine, die, zwar nicht ohne Egoismus, doch völlig von Träumen und Ideen beherrscht ist. Hauptmann hat, scheint es, sagen wollen, daß nur der Mensch fähig ist, eine neue Welt zu schaffen, dessen starker Tatwille von einer Phantasie geleitet wird, die eine neue Welt erdichten kann. Er hat einen Menschen geschildert, dessen innere Bildkraft nach allen Seiten hin eindrucksfähig und verständnisvoll bleibt und deshalb, überall biegsam, auch überall die gegebenen Anknüpfungen für neue Gebilde erkennen kann, wo Andere das wirkliche Leben und seine Möglichkeiten nicht mehr sehen.

Dies ist denn allerdings eine Betrachtung der Napoleongestalt, welche der uns angelernten möglichst fern steht.

Ich zitiere als Probe aus dem Konversationslexikon (Meyer, 5. Auflage): „Meist beschäftigte er sich (auf Sankt Helena) mit dem Diktieren der Mémoires de Saint Hélène, in denen er . . . sich mit dem erlogenen Schein der Vaterlands- und Freiheitsliebe und des Strebens nach der höheren Zivilisation der Menschheit umhüllte." Oder gar: „Am geringsten ist Napoleons sittlicher Wert anzuschlagen. Er war von 1793 an nur berechnender Egoist von maßlosem Ehrgeiz, der aber mit meisterhaftem Geschick zu heucheln verstand . . . Ohne Begeisterung für ihre Wahrheit bemächtigte er sich einiger Ideen der französischen Revolution, um sich durch ihre Verwirklichung für den Vollender dieser großen Bewegung auszugeben . . ."

* * *

Auf Elba, im August

Der zweite Band verändert den Eindruck des Dramas als Drama nicht. Doch rundet das stärkere Hervortreten der andern Pol-Idee des Werkes das Ganze einheitlicher ab, als sich im ersten Band vermuten ließ.

Der erste Band gab das Durchbrechen einer vulkanischen Kraft, der zweite gibt den Widerstand der alten Mächte.

Ich weiß nun nicht, ob dies ein dramatischer Vorwurf

*) In Nr. 23. D H

*) München, G. D. W. Callwey 1911. Zwei Bände. 201 und 241 S. Ungebunden je 3 Mk. — Das erste Stück des Artikels wurde vor Erscheinen des zweiten Bandes geschrieben und gesetzt.

überhaupt sein kann. Zumal in dieser ungeheuren Breite — fast so breit wie unsre damalige Welt. Es scheint mir fast unmöglich, so umfassende Gebilde zu dramatisch wirkenden Personen und Konflikten zu verkörpern.

Ein unabsehbar anmutendes Unternehmen.

Diese Größe der Idee hat den Dichter selbst sichtlich überwältigt: der zweite Band ist teilweis in eine dithyrambische Sprache hineingeraten, die große Schönheiten hat, aber nicht eigentlich dramatischer Natur ist.

Die menschlichen Zusammenhänge, in die der Dichter die Idee hineinzuzwängen versuchte, bleiben zu weitläufig, zu wenig menschlich einfach, um den dramatischen Eindruck persönlicher Notwendigkeiten erwecken zu können.

Auch sind die Widerstände nicht einheitlich genug. Es sind eben nicht nur die alten Mächte, die sich wehren, es sind auch die jungen Völkerfreiheiten, die mit ihnen aufstehen.

Kann so das stärkere Heraustreten der Grundidee im zweiten Band das Drama als Drama nicht mehr retten, so hat es doch, scheint mir, den dichterischen Formungsversuch, der hier vorliegt, seinem künstlerischen Wert nach noch verstärkt.

Das Ganze mehr eine Kette gutgesehener historischer Bilder, mehr episch, lyrisch, als dramatisch.

Es ist vielleicht auch dem Dichter selbst mehr hierauf angekommen, auf das historische Charakterbild, als auf das Drama.

Als solches, als Charakterbild aber, ist es von sehr hoher Schönheit, im Nachspiel auf Sankt Helena wie in einen starken Chorgesang von Menschenstimmen und Meereswellen übergehend.

Kurz eine großzügige Dichtung, die ihrem übermenschlichen Stoffe gerecht wird.

Ein Wort noch über die symbolische Figur des „bleichen Menschen in Ketten", die durch das Drama geht, im Gehaben einigermaßen dem Geist in Dickens' Weihnachtsgeschichte vom Verherzten ähnlich (im ersten Band der neuen Meyrinckschen Dickensübersetzung), doch weniger aktiv, mehr eben „in Ketten". Der gebundene innere Zuschauer im Menschen, der kopfschüttelnd zusieht, wie die heißen Innengebilde im Frost des Außenlebens erstarren.

Ist das Auftreten solcher innerlicher Stimmen zwischen den körperhaften Gestalten eines im Ganzen immerhin realistisch gehaltenen Dramas möglich?

Man denkt an die Geister im Hamlet und in der Jungfrau von Orleans. In der Tat wird es doch dabei bleiben, daß in Menschen von starkem innerem Leben und einiger Wucht der Einbildungskraft diese Stimmen fast wie körperhaft ins wache Leben hineinsprechen. Schweigt die Tagesstimme, so schweigt auch die Unterscheidung, die die einen zu Wirklichkeiten, die andern zu Phantasiebildern macht, und im rein Psychischen sind oft die Nichtkörper stärker als die Körper.

Uebrigens hat der Dichter die Figur mit taktvoller Zurückhaltung verwandt. Im ersten Teil pflegt sie am Ende der Akte kurz aufzutauchen. Im zweiten begegnet sie nur noch ein Mal in der Mitte des dritten Akts. Man könnte meinen, weil die innere Stimme naturgemäß, je weiter die Verkettung des Aeußeren führt, desto mehr zum Schweigen verurteilt wird und abstirbt. Doch hat sie Hauptmann hier benutzt, um vielmehr die Idee von den alten Mächten stärker zu akzentuieren. Gewissermaßen als ob die ursprünglich ideeller gehaltene innere Stimme zuletzt nur noch Angstgefühle spiegele.

Arthur Bonus

Kleine Mitteilungen

Zu seinem Briefe über die Cholera (Nr. 39) teilt uns Arthur Bonus soeben mit, daß nach gewissenhafter ärztlicher Aussage die Cholera trotz ihrer Verbreitung in Italien keine große Kraft entfalte und daß also die Befürchtungen für den Herbst sich nicht bewahrheiten. Toscana sei zur Zeit völlig cholerafrei. —

Von allem, was ich über den jetzigen Krieg las, interessierte mich Zweierlei am meisten. Einmal eine Stelle in der Frankfurter Zeitung Nr. 276, 1. M. Dort wurde des Näheren ausgeführt, weshalb „keine europäische Gesamtäußerung zustande kommt, obwohl Europa über Italiens Handlung ganz einer Meinung ist." Dann heißt es weiter — und diese nächstfolgenden Sätze möchte ich unsern Lesern besonders auf die Seele legen: „Je ne vois plus d'Europe hat Metternich einmal ängstlich gesagt. Darüber hat man gelacht, hat dieses »Europa« als ein Gespenst der alten Kabinettsdiplomatie verspottet. Jetzt sehen wir, daß es wirklich kein Europa gibt, aber auch, daß es eins geben **sollte**. Es ist ein unheilverkündender Zustand, wenn sich die europäische politische Moral fortwährend so verschlechtern kann; von Bosnien bis Tripolis ist ein starker Schritt." Aber auch den Rest der Betrachtung will ich hier wiederholen: „Die Wurzel des Unglücks ist der latente Konflikt zwischen Deutschland und England. So lange die Kluft zwischen den beiden stärksten Mächten besteht, sind andere imstande, ihre egoistischen, den Frieden bedrohenden Projekte mit einem Minimum von Gefahr für sich selbst zu betreiben." So gibt es andauernd keine wichtigere Aufgabe als die Verständigung zwischen den Völkern in Großbritannien und in Deutschland.

Das Zweite ist die Haltung des Vatikans und der italienischen Katholiken. Unter dem 30. September schon meldete dem Berliner Tageblatt (Nr. 500, M.) sein römischer Korrespondent: „Wie aus dem Vatikan verlautet, äußerte der Papst große Freude über das erste Seegefecht bei Prevesa [!], das er als ein gutes Omen für den Tripolisfeldzug bezeichnete. Der Papst erhofft nämlich Erhebliches von der Christianisierung von Tripolis, das mit einem Netz von Missionen überzogen werden soll. Der Vatikan verfolgt überhaupt die Tripolisexpedition mit unverhohlener Sympathie." Und die Frankfurter Zeitung (Nr. 277, 1. M.) läßt sich am 5. Oktober aus Mailand telegraphieren: „Unter der italienischen Geistlichkeit herrscht große Begeisterung für die tripolitanische Expedition, die als eine Art Kreuzzug gegen die Mohammedaner betrachtet wird. So segnete der Erzbischof von Cagliari die nach Tripolis eingeschifften Soldaten, und der Bischof von Cremona hat in einem Hirtenbrief den Krieg als gerechtfertigt bezeichnet durch die Interessen der Zivilisation und Gerechtigkeit." Teils italischer Patriotismus, der trotz 1870 vom Papst bis zum letzten Kaplan und Laien die Katholiken im Lande beseelt, teils die Leidenschaft kirchlicher Propaganda, die schon Scharen von Mönchen und Nonnen nach Tripolis ziehen sieht, den Halbmond vollends herunterzuholen, macht die berufenen Vertreter der Moral blind und stumm gegenüber einem Friedensbruch, der das moralische Urteil geradezu herausfordert. Ist das eine christliche Religion, die ihrem Volke in solchem Augenblick jede Gewissensschärfung schuldig bleibt? —

Zu unserm Bericht über Goslar noch dies, daß die Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt von über 300 Personen besucht war, von denen sich 280 in die Präsenzliste eingetragen haben, nämlich 135 Pfarrer, 24 Professoren und Privatdozenten, 17 Kandidaten und Studenten, — nur — 19 Männer aus andern Berufen, 65 Frauen. Der Generalversammlung wohnten 173 Mitglieder bei, davon 111 aus dem preußischen Staat, 58 aus der preußischen Landeskirche. „Der Achtermann" erwies sich in seiner erweiterten und verschönerten Gestalt als ein überaus angenehmes Versammlungshaus. Wir begannen diesmal in der Kirche mit einer musikalischen Feier, wobei wir auch das in Nr. 39 mitgeteilte Bekenntnislied sangen. Vielleicht freut es mancheinen, das ganze Programm kennen zu lernen. Hier ist es: 1. Vorspiel zu „Nun laßt uns Gott, dem Herren" von Vincent Lübeck (Orgel), 2. dies selbe Lied (Gemeinde), 3. „Christus hat uns ein Vorbild gelassen", Arioso von Herzogenberg (Alt), 4. Larghetto in H-Moll aus der Sonate in D-Dur von Händel (Violine), 5. Partita über „Jesu meine Freude" von J. G. Walther (Orgel), 6. Das Luthersche Bekenntnislied im Tonsatz von Arnold Mendelssohn (Gemeinde), 7. Andante cantabile in G-Dur von Tartini (Violine), 8. „Jesus macht mich geistlich reich", Arie aus der Kantate „Die Elenden sollen essen" von Bach (Alt und Violine), 9. Choralphantasie über „O Welt, ich muß dich lassen" von Brahms (Orgel), 10. Kavatine aus dem Streichquartett in B-Dur Op. 130 von Beethoven (Violine), 11. „Wo Zwei oder Drei versammelt sind", Arie aus der Kantate „Am Abend aber desselben Sabbaths" von Bach (Alt und Violine), 12. „Herr, nun selbst den Wagen halt" von Zwingli (Gemeinde). Die Marktkirche war uns freundlichst dazu geöffnet; Orgel und Violine lagen in den Händen von Greulich Vater und Sohn, die Soli sang uns Frau Hedwig Stephan. —

Auf dem Protestantentage ist Beschwerde dagegen erhoben worden, daß der Kongreß für innere Mission keine Gelegenheit verstattet habe, gegen die Polemik von Kühl (s. v. Spalte 970) Verwahrung einzulegen. Man darf dies Verhalten der Kongreßleitung doch auch anders verstehen, und unser Berichterstatter ist der Ueberzeugung, daß er mit seiner obigen Darstellung und Beurteilung der Situation gerecht geworden sei. —

Es gehen viele Beiträge zu dem Thema „Volksbibel" ein: vgl. Nr. 37. Bitte nichts weiter zu schicken, bis die vorhandenen Artikel gedruckt sind. —

Zu dem Briefwechsel Jordan-Windisch, dessen Veröffentlichung heute beginnt, sei bemerkt, daß er mit Absicht bis ins Kleinste wörtlich zum Abdruck kommt. Der Gedanke an eine etwaige Veröffentlichung stellte sich im Laufe des Austauschs ein; an welcher Stelle, wird der Text selber zeigen. —

Vom Dekan der theologischen Fakultät Leipzig sind wir gebeten, mitzuteilen, daß durch den Tod D. Kirns Aenderungen in den Vorlesungen des Wintersemesters nötig geworden sind. Es werden lesen: D. Heinrici Neutestamentliche Theologie und Galaterbrief, D. Ihmels Dogmatik 1. Teil und Ethik, D. Rendtorff Praktische Theologie 2. Teil und Johannesevangelium. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 23. Oktober 4 Uhr im Kaiserhof: Die Reformbedürftigkeit des evangelischen Gottesdienstes. Pastor Feddersen-Kirchsteinbeck.

Plauen i. V. Freitag, 13. Oktober abends 8¼ im Plauener Hof: Zur Klärung der Begriffe Atheismus, Pantheismus, Monismus und Christentum, sowie ihrer wechselseitigen Beziehungen. Rechtsanwalt Kloeppel-Dresden.

Theologischer Ferienkursus in Bonn

17.—19. Oktober

Professor D. Böhmer-Bonn: **Germanisches Christentum** — Professor D. Gunkel-Giessen: **Psalmenprobleme** — Professor D. Herrmann-Marburg: **Das Dogma der Religion.** — Die Abendstunden sind für die Besprechung der Vorträge in Aussicht genommen. Sämtliche Veranstaltungen im Evangelischen Gemeindehause, Rathausgasse 2. Mindestbeitrag 5 Mk. an Herrn Superintendent **Haardt** in Wesel.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 40. Juli bis September 1911 — Staatsaufwand für kirchliche Zwecke in Preußen, Etatsjahr 1910 — Schweiz 1910 (Schluß) — Gemeinschaftsbewegung — Die Anfänge der evangelischen Kirche in Deutsch-Südwestafrika — Verschiedenes: Arboe Rasmussen — Das freireligiöse Bundesblatt — Der freireligiöse Religionsunterricht — St. Severin hilft! — Feuerbestattung

Die glückliche Geburt eines **Sohnes** zeigen hocherfreut an

Dr. Oskar Siebeck und Frau Paula geb. **Gräff**

Tübingen, den 4. Oktober 1911
Wilhelmstr. 18

Paul Röthig
Martha Röthig
geb. **Schoppe**

Vermählte

Dresden, September 1911.

Gesucht zu baldigem Eintritt **gebildetes junges Mädchen** nicht unter 20 Jahren, musikalisch, im Nähen bewandert, zur Pflege und Beaufsichtigung von 2 Kindern von 9 und 6 Jahren und zur Unterstützung im Haushalt.

Frau Geheimrat Schmidt, Gießen, Lonystr. 18

Ein evang. Theologe, ernst, arbeitsam, jugendfrisch, womöglich ordiniert, **wird als Rektor und Hilfsprediger nach Sontra bei Bebra gesucht.** Anfangsgehalt 2400 Mk., Nebeneinkommen 400 Mk. und Dienstwohnung. Näheres durch **Metropolitan Martin,** daselbst.

Wer hilft uns, **deutsche Küsterlehrer** aus **Rußland,** die durch die Verhältnisse aus Stellung und Heimat gedrängt sind, in geigneter Weise, etwa als Kirchendiener oder Gemeindehelfer oder auch in sonstigen den Lebensunterhalt ihrer Familien sichernden Stellungen unterbringen?

Zu näherer Auskunft gern bereit

der Fürsorgeverein für deutsche Rückwandrer
Berlin W. 9, Schellingstraße Nr. 11.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Ein **20jähriger Franzose,** Abiturient, sucht **Stelle au Pair** (Verköstigung und Wohnung für französische Lektionen) in christlicher Familie. Anerbieten sind zu richten an Herrn **H. J. Wattelle, Lannoy** (Nord) France. Referenzen: Pasteur Dürrlemann, 27 rue des Arts, Roubaix; Pasteur E. Gounelle, 2 place Anvers, Paris.

Zwanglose
Alkohol-Entwöhnung
Wald- und Landaufenthalt, Jagd
Rittergut Nimbsch, bei Sagan, Schl.
Prosp. frei — Arzt im Hause.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle.
Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MUENCHEN

Soeben erschien der

Gesundbrunnen-Kalender
für das Jahr 1912

Herausgegeben vom Dürerbunde
Mit einem farbigen Titelbilde v. Ludwig v. Zumbusch und zahlreichen Textbildern. 224 Seiten

Preis 60 Pf., bei Bezug von 50 Exemplaren ab je 50 Pf.

Auf knappem Raum bietet auch dieser Jahrgang wieder neben den üblichen Kalendernotizen eine Fülle von belehrenden, beratenden und anregenden Aufsätzen, die ihren Wert über das Kalenderjahr hinaus behalten und den Gesundbrunnen zum eisernen Bestand einer jeden, auch der billigsten Hausbücherei macht.

Bund für Reform des Religionsunterrichts

Der Gründungsbericht mit den ausführlichen Referaten der Vorträge von Prof. Dr. **Rein** („Forderungen der Psychologie und Pädagogik an den R.-U.") Prof. D. **Weinel** („Der R.-U. in seinem Verhältnis zu Wissenschaft, Kultur und Religion") und Lehrer **Aug. C. Krohn** („**Ziele und Aufgaben des Bundes**") ist u. A. der Inhalt von **Heft 10** der

Monatsblätter f. d. evang. Religionsunterricht

hrsg. v. Oberl. **H. Spanuth.** Preis halbjährl. 3 M. Einzelheft 80 ₰. Ausgabe B. mit der Beilage „Blätter f. relig. Erziehung", halbj. 3,30 M.
Probeh. n. unsrer Wahl kostenfrei.
Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht

Der Dom
Segen und Lieder
Auswahl von Martin Lang
Fester Pappand Mk. 2.—, Leder Mk. 3.50

„Da hat man nun endlich einmal alles zusammen, was von gotterfüllten Geistern gelungen worden ist, hoch über dem einzelnen Glaubensbekenntnis. . . ."

Die schönste Sammlung geistlicher Lieder von den alten Segen und den geistlichen Volksliedern bis zu Novalis.

Martin Mörikes Verlag München

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von L. Fernbach
Bunzlau

Nr. 40. Freytag, Missionsarbeit und Diasporapflege (1. Fortsetzung) — Gries, Stimmungsbilder von der Rheinischen Provinzialsynode 1911 — Aus Preußen: Die Provinzialsynoden; Ein diskretes kirchlich-liberales Bündnis?; Zum Pfarrertitel Jathos; Ein theologischer Fortbildungskursus zu Posen; Kaiser und Papst — Aus anderen evangelischen Kirchengemeinschaften: Wachstum der evangelischen Kirche in Oesterreich — Mission und Auslandsdiaspora: Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein; Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden

Nr. 41. Gries, Stimmungsbilder von der Rheinischen Provinzialsynode 1911 — Clasen, Kirchenpolitische Briefe aus Schleswig-Holstein — Aus Preußen: Frauen als Prediger; Der Staat und die Universitäten; Instruktionskursus für evangelische Pressearbeiter; Die Rechtsverhältnisse der freireligiösen Gemeinden — Mission und Auslandsdiaspora: Deutsches Institut für ärztliche Mission; Ueber die weiße Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete — Mancherlei: Nietzsche oder Jesus?

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 9. Beiträge zur ältesten Geschichte des Buddhismus in Japan. Von D. Haas in Heidelberg — Die allgemeine Lage in Japan. Von Sup. Schiller — Unsere 27. Jahresversammlung in Bern. Von Pfarrer Habicht Berlin — Aus der Mission der Gegenwart — Literatur

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 — **Hochbau** — Verpflegungs-Anstalt — **Tiefbau** — Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind gesundheitlich von höchstem Wert.
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!
Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu vier Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Quelle & Meyer in Leipzig (Richert, Handbuch für den Religionsunterricht); Verlag Fortschritt, Buchverlag der Hilfe (Naumann, Geist und Glaube); Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg (Hennig, Alle Lande u. s. w.), und ein Prospekt der Firma Wilhelm Rudolph in Gießen (Pianos, Flügel, Harmoniums)